

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Platzge	381
Revue. Von Julius Peter-Graefe	397
Musik. Von Guy de Maupassant	406
Die feindlichen Brüder. Von Labou	409
Montaigne	412

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
Bekleidung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
völlig kostenfrei

9-4 Uhr.

ZÜST

29/50 HP

Der Tourenwagen

Neues Schauspielhaus

Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

**Aus dem Nachlass
eines katholischen Priesters**

Gedichte von **Stefan Rónay**

2. Auflage Geb. 3 Mark

Was wird das
Consistorium dazu sagen?
(Heimgarten)

Cherchez la femme!
(Oesterr. Literaturblatt)

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.



Berlin, den 13. Juni 1908.

Dialyse.

Muley Abd ul Hafid, den man nicht mehr den Prätendenten, höchstens, mit einem höflichen Blick auf seinen annoch thronenden Bruder, den Gegensultan nennen darf, hat vier Vertrauensmänner übers Meer geschickt, um Europa versichern zu lassen, daß er zwar stark, doch auch mild sei und nicht daran denke, mit Feuer und Schwert die nicht Mohammeds Glauben Verpflichteten aus dem Scherifenreich zu roden. In Berlin sind (trotzdem von hier das laute Gelöbniß kam, nur mit dem „souverainen Sultan“ zu verhandeln) die Gesandten im Auswärtigen Amt empfangen und angehört worden. Nur von einem Rath; nur, hieß es, zum Zweck gründlicher Information. So spitzfindige Unterscheidung wirkt aber nicht ins Weite. Abd ul Hafid konnte verkünden: „Meine Gesandtschaft hat bei den Dienern des Deutschen Kaisers Gehör gefunden.“ In Rabat mußte Abd ul Aziz seufzen: „Dem Feind, der mir das Reich rauben will, ward die Thür in das Haus geöffnet, dessen Herr meine Souverainetät zu schützen versprach.“ Und am Duai D'Orsay runzelten sich die Stirnen. „Eine neue Unfreundlichkeit; nur weil Hafid Frankreichs Gegner ist, öffnet sich ihm in der Wilhelmstraße die Pforte.“ (Wir haben keinen Grund, die Republik besonders zärtlich zu behandeln, müßten aber Nadelstiche meiden, die nur ärgern, nicht schwächen.) Frankreichs Feind? Mit dem berliner Proffitchen in der Satteltasche konnte der braune Krieger, ohne seiner Würde was zu vergeben, den Friedensfreund spielen. Die vier Männer fuhren nach Paris und gaben bei Pichon einen Brief ab, dessen erster Satz nicht allzu demüthig klingt. „Wir haben Eurer Excellenz mitzutheilen, daß

unser Herr, Seine Majestät Muley Abd ul Hafid, Sultan von Marokko, uns herzuschicken geruht hat, um der Regierung des großen Volkes von Frankreich kundzuthun, daß er, mit Gottes Hilfe und nach dem Willen aller Bewohner von Marokko, den Thron seiner Väter bestiegen hat.“ Schon ist er bis Mequinez (fünfzig Kilometer von Fez) vorgeedrungen, hat die Truppen seines Bruders geschlagen und bereitet sich nun zum Einzug in die Hauptstadt, die ihn mit der einem Triumphator gebührenden Begeisterung aufnehmen wird. Nach der pompösen Einleitung sänftigt sich die Rede. „Seine Majestät wünscht, mit Ihrer großen Nation und mit den anderen europäischen Völkern in Frieden zu leben. Wir bitten Gott, daß er Frankreichs Regierung bestimme, unsere aufrichtigen Vorschläge anzuhören, damit eine ehrliche Verständigung den zwischen Europa und Marokko geschlossenen Verträgen Achtung schaffe und die allen Theilen schädliche Unruhe ende. Wir bitten um Antwort und geben uns der Hoffnung hin, daß unserer Mission die Knüpfung eines festen und haltbaren Freundschaftsbundes gelingen wird. Der Zukunft beider Länder könnte solche Verständigung nur nützen.“ Der Mann, den Clemenceau bisher wie einen Rebellen behandeln, wie einen Hochstapler schelten ließ, bietet der Republik also, wie eine Großmacht der anderen, eine entente an. Noch hat er keine Antwort, seine Gesandtschaft keine Audienz erhalten. Ist er wirklich so stark, wie sein Manifest behauptet? Woher nahm er die Mittel zur Eroberung seiner Macht? (Die Vermuthung, daß die pariser Regierung, um zwei Sultane im Maghreb, also zwei Eisen im Feuer zu haben, auch in die Kriegskasse des Prätendenten Geld gleiten ließ, ist durch das offiziöse Wüthen nicht etwa widerlegt.) Ward er nicht deshalb nur dem schwachgemuthen Bruder vorgezogen, weil er der Feind des gallischen Erobers schien, der ersehnte Held, der das Land des Propheten vom Rumi befreien werde? Wird die Volksgunst ihn nicht austosen, wenn er mit Frankreich paktirt, auch er auf dem Scherisenboden den Fremdling duldet? An der Küste hat er das erträumte Glück nicht gefunden. Die giebt er fürs Erste wohl auf. Was Frankreichs Taktik bei Casablanca, Frankreichs Militärtechnik bei Serrat geleistet hat, mußte den Marokkanern die Hoffnung auf raschen Erfolg zerstören. Bis in den Atlas hinein haben Flüchtlinge die Kunde von der argen Wirkung französischer Feuerwaffen getragen. Zwar kann, nach der langen Anstrengung, die Republik (die ja, wider Erwarten, nicht ihr Kolonialheer mobilisirt, sondern, je nach dem Bedürfniß des Tages, kleine Kontingente übers Mittelmeer geschickt und mit bunt gemischten Haufen gefochten hat) sich noch nicht endgiltigen Sieges freuen; heilsamen Schrecken aber hat sie den Männern der Mahalla einge-

flößt. Das hätte die *pénétration pacifique* nicht vermocht. Europäerhilfe, Beistand vom Deutschen Reich ist nicht mehr zu erwarten und das Volk, das in den fruchtbaren Landestheilen die Ernte bergen möchte, sehnt sich nach Ruhe. Abd ul Hafid hats verstanden. Deshalb die Mission der vier Männer, der Verzicht auf den Heiligen Krieg, die neue Rolle des Friedensstifters. Wird er sie lange spielen? Bleiben ihm die Häuptlinge treu, die ihm bis jetzt halfen, und huldigt Bez ihm als dem legitimen Herrn, dann darf er wieder mit festerer Hand zugreifen. Nicht ganz mit ihm zu brechen, mahnt drum in Paris auch manche Stimme. Nach dem Kampf bei Beni-Uzian, der die Harfa des Marabut Muley Chaffen zu ungeordnetem Rückzug zwang, schrieb Hanotaur: „Vielleicht sind Hafids Ausichten nicht so schlecht, daß wir sie ohne Unflugheit aus unserer Rechnung streichen dürfen. Freilich ist er unser erklärter Feind; mehr als einmal aber hat ein verständiger Friedensschluß solche Feindschaft geendet. Wer mit beiden Sultanen spielte, konnte einen gegen den anderen ausspielen. Am Ende wars nicht sehr weise, allen Feindschaften, die sich in Marokko und draußen gegen uns regen, diesen Stützpunkt zu lassen.“ Herr Bichon mag, als er's las, gelächelt haben. „Wieder Einer, der im Geheimniß zusein wähnt und doch den Bindfaden nicht sieht, an dem wir die bärtige Feldherrnpuppe in Mequinez halten.“ Auch er strebt, wie Hafid und Aziz, nach dem Ruhm des Pazifikators. Der Entschluß zu der brutalen Züchtigung der Leute von Casablanca hat nützlich nachgewirkt. Von Tanger bis Safi ist Alles in leidlicher Ruhe und in Tanger wird endlich sogar mit der Organisation der internationalen Polizei Ernst gemacht. General Lyautey und der Gesandte Regnault haben aber noch zu rechter Zeit eingesehen, daß von Westen her, durch von der Küste ausgehende Kriegszüge, nicht viel zu erreichen, nur von Ost her das Land zu gewinnen und den feindlichen Stämmen die *pax gallica* aufzuzwingen ist. Herr Cambon meldet artig, Frankreich verzichte auf die Fortsetzung der Küstenoperationen. Damit sind die Wünsche der Abgeordneten Ribot und Saurès erfüllt und unser Auswärtiges Amt darf sich einen Erfolg bescheinigen. An der südoranischen Grenze wird inzwischen behutsam weitergearbeitet. Das öde Grenzland kann Europäer nicht locken, öffnet aber den Weg in die längst von den Franzosen begehrte Dase Tafilet, aus der Goldstaub und Felle, Straußfedern und Dateln zu holen sind und in der, wie das Beispiel des Städtchens Abuam zeigt, eine lohnende Industrie geschaffen werden kann. Udjida war die erste Etape auf diesem Weg. Jetzt ist General Vign bis nach Bu-Denis, dem nördlichsten Punkt des Tafilet, vorgedrungen und hat dort einen rebellischen Marabut geschlagen. Die Dase steht offen. Und mit den Bestimmungen der Algesiras-

Alte, die in der Küstenregion den Aufmarsch der Truppen jeden Tag hemmen konnten (wenn man in Berlin wieder nöthig fand, Energie zu zeigen), ist dieser Gewinn nicht anzufechten. Darf Algerien an seinen Thoren eine stete Drohung dulden? Lyautey führt ja keinen Angriffskrieg: vertheidigt nur das Recht der Republik, die, nach dem Wort des sanften Bankregenten Rouvier, eine mohammedanische Macht ist, und Keiner kann ihm wehren, nach guter Feldherrnsitte im Nothfall auch einmal zur Offensiv überzugehen. Nur im Nothfall, versteht sich; nur um Algerien vor Räuberhorden zu schützen. Seit der Botschafter der Republik Herrn von Schoen erklärt hat, das Schouiagebiet werde allmählich geräumt, zuerst von französischen, dann von marokkanischen Posten bewacht werden, liest man in pariser Blättern: *La Chaouïa se pacifie*. General d'Amade hat den Befehl erhalten, seine Truppen so schnell zurückzuziehen, wie die Umstände ihm irgend gestatten. Admiral Philibert meldet, daß in Sasi und Mogador Alles in bester Ordnung ist. Der schweizerische Oberst Müller, der endlich zu thun bekommen hat, ist mit den Anfängen der Polizeiorganisation höchst zufrieden. Und im Tafiletbezirk inspizirt Lyautey die Truppenkörper, denen die nächste Arbeit zufallen wird. Er ist nicht mehr Divisionär in Oran; seit dem Raibesuch am Quai D'Orsay trägt er den stolzeren Titel eines *haut commissaire du gouvernement français dans la région frontiere marocaine*. Er ist Herrn Sonnart, dem Generalgouverneur von Algerien, unterstellt und soll, im Einverständnis mit einem schertischen Kommissar (*qui sera nommé incessamment*, heißt im Officiel; wer ihn ernennen soll, wird nicht gesagt), für die Organisation der Polizei, die Oeffnung der Märkte, die Entwicklung des Handelsverkehrs sorgen. Hat also die friedlichste Aufgabe, die sich erdenken läßt. Und senzt sicher austiefster Brust, wenn er gezwungen wird, gegen die bösen Berber zu kämpfen.

Den Entschluß, von der algerischen Seite her das schwierige Problem anzupacken, kann kein Vernünftiger tadeln. Keiner auch zweifeln, daß die Republik um ihr nordafrikanisches Kolonialreich läme, wenn sie auf diesem Weg stehen bliebe oder gar umkehrte. Das hat nachgerade auch der französische Kleinbürger eingesehen. Kollektivismus, Internationalismus, Antimilitarismus: mit solchem Wortköder (auch die Wahlen zum *Conseil Général* habend bewiesen) ist die Wählermasse nicht so leicht zu fangen wie einst im Rai der Dreyfußrenaissance, als jedem rechten Republikaner die Armee der schlimmste, der mit allen erreichbaren Waffen zu bekämpfende Todfeind schien. Diese Stimmung hat Clemenceaus kluge Taktik überwunden. Zweimal ist die Kriegsjurie nachts an der Ostgrenze vorübergeschlichen; verschleiert

noch und mit ungezücktem Schwert. Wer weiß, wie bald sie das grause Antlitz entschleiern, die Waffe entblößen wird? Die Republik braucht ihr Heer, darf nicht dulden, daß es, wie die Flotte unter Pelletan, verkümmert, nicht dem Locklied der Radikalsten lauschen, das ihr die expansiven Pläne verleiden möchte. Frankreichs Stellung ist stärker als je seit den bonapartistischen Sonnentagen. Der natürliche Reichtum des Landes hat, da er nicht einer hastig vorwärtstrebenden Industrie zu steuern brauchte, ungeheure Kapitalkräfte gehäuft und jedes Geldsuchers Auge blickt sehned gen Paris, dem aus blühenden Provinzen der Paktolos die Schätze zuträgt. Bündnisse mit Rußland, Italien, England. An den Punkten, wo Brände entstanden sind oder morgen entstehen können, ist Frankreich nicht so nah wie andere Mächte interessirt. Die Türkenliquidation und die persischen Putzche, die indo-afghanische Gefahr und die Möglichkeit eines Konfliktes im Stillen Djean: diese Schmerzen spüren die Verbündeten mehr als die Republik. Auf Egypten hat sie in dem franko-britischen Kolonialabkommen von 1904 verzichtet. Wenn Sir Eldon Gorst, der mit milder harter Hand, doch mit nicht geringerer Schlaueheit als Lord Cromer im Pharaonenland herrscht (und an skrupelloser Geschicklichkeit den Vorgänger wohl übertrifft), die in den Kapitulationen und durch die Einsetzung der Gemischten Gerichtshöfe den Europäern gewährten Rechte zu schmälern versucht, wird die Last des Widerstandes zunächst nicht auf Frankreich fallen, sondern auf Deutschland, das, trotz dem Verständniß für die Unbequemlichkeit fremder Ingerenz in ein fast völlig zur britischen Provinz gewandeltes Land, sich der Pflicht nicht entziehen kann, für seine Zustimmung angemessene Entschädigung zu fordern. (Der Dezerent für anglo-egyptische Angelegenheiten sollte nicht warten, bis Lascelles oder dessen Nachfolger den Antrag Grens vorlegt, sondern schon jezt dem Kanzler diese Möglichkeit einer Kompensation zeigen.) Indo-China und Madagaskar sind durch die Affekuranzverträge mit England und Japan geschützt. Nur von zwei Seiten droht noch Gefahr: von der Ungeduld einer kleinmüthigen, an langfristige politische Geschäfte nicht gewöhnten Demokratie, die nervös wird, wenn aus der Saat von vorgestern nicht bis übermorgen üppige Halme reifen; und von dem musulmanischen Fanatismus, der aus der glimmenden Wuth wehrhafter Marabuts über Nacht auflodern und rasch den ganzen Norden Afrikas in Brand stecken kann. Die Aufgabe, die Gefühle der im Palais-Bourbon und zugleich der in Maurenmoscheen versammelten Männer zu schonen, ist nicht ganz leicht; kann, mit englischem Beistand, aber bewältigt werden. Zwei Sultane, die einander befehdn, dabei im größten Theil des Landes ein nur Räuberhaufen

willkommener anarchischer Zustand: Das erleichtert das Gelingen nüchtern ermogener Pläne. Die verrufene tunisification ist einstweilen nicht nöthig. Die Republik kann warten. Abwarten, was Abd ul Hafid jetzt in Fez erlebt. Bleibt sie klug, dann ist das Protektorat im Scherifenreich ihr gewiß.

Der ganze Lärm, der seit vier Jahren den marokkanischen Hader umheult, hat also nichts uns Nüchliches erwirkt. Damit muß man sich abfinden. Eine neue Konferenz? Neue Majorisirung wäre sicher; neue Demüthigung, die wir nicht hinnehmen dürften. Die Algeirasakte hat, wie hier vorausgesetzt ward, das Schicksal des Vertrages von Villafranca gehabt. „Entrollst Du gar ein würdig Pergamen, so steigt der ganze Himmel zu Dir nieder.“ Jedem, der sich auf die Akte beruft, wird, unter höflichen Komplimenten, klipp und klar bewiesen, daß nicht die winzigste ihrer Bestimmungen verletzt worden ist. D'Amade läßt ja Chamade schlagen; und daß Lyautens Stabstrompeter Fanfare bläst, kann die Signatarmächte nicht ärgern. Eine verspielte Partie, bei der man sich nicht länger aufhalten soll, als nöthig ist, um rückblickend die Fehlerquellen zu finden. Das Spiel war nicht mehr zu gewinnen, seit, vor drei Jahren, Wilhelm zum General De Lacroix sprach: „Er (Delcassé) ist weg; jetzt werde ich Ihnen keine Schwierigkeit machen.“ Kompensationen in Kleinasien konnte nur ein Freund Deutschlands oder, in seiner Einsicht, ein kindliches Gemüth empfehlen; und die Zulassung unserer Anleihen an die pariser Börse würde heute, da man die Finanznoth und den Geldmangel des Reiches in West und Ost zu schwärzen trachtet, wie vom Tisch des Reiches ein Almosen gewährt. Vorbei. Keine kleinliche Tracasserie. Die Zähne zusammenbeißen; und den Mund dann zu dem Gelöbniß öffnen, daß wenigstens dieser Fehler nicht wiederholt werden soll. Auch nicht in Makedonien; denn wir wollen nach dem Sultan des Westens doch nicht noch den des Ostens durch Enttäuschung verstimmen. Habens aber fast schon erreicht. Ehe die russischen Reformpläne noch bis ins Einzelne bekannt und dem lauernden Blick des Großherrn vorgelegt waren, wurde officiosissime schon in der kölnischen Zeitung Deutschlands Zustimmung angekündet. Solche Eile war unklug. Das Ansehen Rußlands ist, seit es von Jarbigen geschlagen ward, in der islamischen Welt ins Zahle verblieben und die Macht, die jedem Wink des Zaren folgt, darf nicht hoffen, dem Khalifen zu imponiren. Die russischen Vorschläge sind verständig (denn Makedonien kann nur zu Ruhe kommen, wenn es von der unmodernem türkischen Verwaltung befreit, der Draht, der die Reuterprovinz dem Yildiz Kiosk verbindet, durchschnitten wird) und mit Englands Hilfe wohl auch leicht durchzusetzen. Wir aber konnten mit der Antwort warten, bis die Frage deutlich gestellt war.

Vielleicht hat General Colmar von der Goltz, den gewiß nicht eine Zufalls-laune zu seinen osmanischen Waffenzöglingen getrieben hat, dem alten Gönner Abd ul Hamid das Räthsel unserer Haltung gelöst. Den Türken war es bis jetzt unlösbar. Wir freuen uns des kürztesten Programms, schicken aber, als ihm sichtbare Wirksamkeit verschafft werden soll, kein Schiff südwärts und kommandiren nur einen Offizier zur Gendamerie. Unser Finanzagent verläßt schon nach halbjährigem Aufenthalt Saloniki. Ein Jahr lang sind wir nicht vertreten; und als endlich ein neuer Konsul kommt, ist's ein Herr, der die Türkei niemals sah und dessen Erfahrungsmangel nicht durch überfließende Talentfülle ausgeglichen wird. Wir waren für die austro-russischen Civilagenten und sind nun für den anglo-russischen Reformplan, dessen fühlbarer Nebenzweck doch ist, Deutschlands makedonische Stellung zu schwächen. Wir haben den Wienern die Konzession zum Bau der Sandschakbahn erwirkt und wurden von Lehrenthals schnellem Vorstoß dann überrascht. Hinter so seltsamem Handeln und Unterlassen wittert nicht der Feind nur finsternes Trachten. Unser ewiges Mißgeschick: wir werden wegen zu lauten oder zu leisen, zu hastigen oder zu säumigen Wesens verdächtigt und hattens mit Allen doch, mit Allen so gut gemeint. Zu unserm Heil machen auch andere Leute manchmal Fehler; selbst Männer, die *compus au mélier* sind. Wenn Englands Botschafter sich nicht vor dem Ohr des Sultans seiner Mitwirkung an dem Sturz Behims gerühmt hätte, wäre die Position des Freiherrn von Marschall heute noch unbequemer. Doch der Briten hat am Goldenen Horn mächtige Freunde und der Deutsche steht ziemlich allein und muß in seinem Kalender schon den Tag roth anstreichen, an dem er nach Berlin berichten kann, der Ministerrath habe empfohlen, den Bau eines neuen Bagdadbahnstreckens zu gestatten. Daß mit dieser Empfehlung noch kein Trade und erst recht nicht die zum Bahnbau nöthige Garantie erreicht ist, darf ADeutschlands Freude nicht stören. Ungefähr so hats, mit unmünzbaren Siegesbotschaften, in Marokko angefangen. Noch im vorigen Sommer war der unvergeßliche Lschirschky entzückt, als Herr Cambon ihm von dem in Casablanca gebildeten internationalen Nothstandskomitee erzählt hatte, in das sogar ein Deutscher zugelassen worden sei. Geh's in diesem Stil weiter, dann bringt uns auch im (wesentlich wichtigeren) Ostsultanat die Erbtheilung, die nun begonnen hat, keinen Ertrag.

„Die letzte Säule unserer einst so stolzen Bündnisse zermorcht; die Donaumonarchie, zerfleischt in hoffnungslosen Kämpfen der Parteien und Rationalitäten, über Nacht sinkt sie dahin und Deutschland steht isolirt, allein auf seine Kraft angewiesen. Daß war seit Jahren das Zeitmotiv deutscher Betracht-

ungen. Jetzt trauen wir unseren Augen und Ohren nicht. Oesterreich-Ungarn treibt selbständige und selbstbewusste Politik. Was redlichem Bemühen unerreichtbar erschien, Das erzwang die Noth. Nach unzählbaren Fehlschlägen kam der Ausgleich zu Stande: und überraschend schnell werden die so lange gebundenen Kräfte frei. In stiller, unermüdblicher Arbeit hat Oesterreich den Beweis erbracht, daß es seine Mission im Orient zu erfüllen vermag. Eine dreißigjährige Kolonisation hat verödete türkische Provinzen in blühende Kulturländer gewandelt. Nun thut es einen weiteren Schritt auf dem vorgezeichneten Weg: die Sandshahbahn soll die Pioniere der Kultur in die Gebiete des ewigen Kampfes politisch unmündiger Völker führen. Das Felergeschrei von der Störung der europäischen Reformarbeit in Makedonien beirrt die österreichischen Staatsmänner nicht. Verkehr und (auf von ihm gebahnten Pfaden folgend) Kultur: Das sind wirksamere Reformatoren als Gendarmeriekapitäne und Justizkommissare. Den Moment zum Handeln hat Freiherr von Lehrenthal klug erfaßt. Rußland vom Kampf matt, Frankreich verbissen in Marokko, England fastgänzlich durch die beginnende Rivalität Deutschlands zur See. Die ewig hemmenden Eifersüchteleien der Mächte sind zum guten Theil ausgeschaltet. Die Liquidation der europäischen Türkei nimmt ihren Fortgang. Deutschland regt keinen Finger für den ‚Freund‘ in Pildiz, aus dessen Fell die Riemen geschnitten werden. Es rührte sich auch nicht, als England an der ägyptischen Grenze den Konflikt vom Zaun brach, der die Ohnmacht des deutschen Beschützers erweisen sollte und erwies. Möge diese ‚Freundschaft‘ begraben sein, die uns nur Ungelegenheiten mit den europäischen Beherrschern mohammedanischer Unterthanen brachte; sie hat uns zu Unternehmungen getrieben, deren Durchführung wir dann nicht erzwingen konnten. Denn bei der wirthschaftlichen Durchbringung Kleinasiens wird Deutschland eben so wenig gewinnen wie in Europa. Der Torso der anatolischen Bahnen hat kein politisches Interesse mehr; ist doch an ihnen nichts deutsch als das Geld der Aktionäre der Deutschen Bank. Ihre Verwaltung, in der ein Deutscher sich nicht halten kann, ist, wie das Personal und die Geschäftssprache, französisch-levantinisch. Dafür ist seit einem halben Menschenalter viel diplomatischer Einfluß nutzlos verpufft worden, der ausichtsreicheren Unternehmungen entzogen wurde. . . Und nirgends Hoffnung auf bessere Tage. Die politische Gleichgültigkeit ist bei uns mit dem Wohlstand und dem Umfang der Wirthschaft gewachsen. Die Jagd nach Gewinn drängt alle nicht rein utilitatistischen Erwägungen zurück. So bilden die Profitjäger heute die Mehrheit des deutschen Volkes und ihr politisches Glaubensbekenntniß kennt nur die eine Bitte: Frieden im Inneren, Frieden draußen, Frieden um jeden Preis! Dafür schwere Opfer zu bringen, ist man bereit; dürfen wir uns dann aber wundern, daß der inneren Politik die Initiative, der äußeren das Prestige verloren geht? Wie kann man von der Staatsleitung erwarten, sie werde ein Risiko auf sich nehmen, das die Mehrheit des Volkes gar nicht wünscht?“

Diese Sätze schrieb mir Einer, der sein Vaterland liebt und den Orient kennt. Einer, der nicht so thöricht ist, Fremde, weil sie eigennützig für sich sorgen, anzuklagen; der aber nicht den Regierenden die Schuld aufbürdet, sondern dem Volk. Mit Recht? Ich zweifle. Was wäre ohne diese „Jagd nach Gewinn“ aus Deutschland geworden? Die tüchtigen Menschen, die, ohne je zu erlahmen, in rastloser Arbeit das Volkvermögen mehrten, soll man nicht mit Ekelnamen stäupen. Ward nicht alles Erdenkliche aufgeboten, immer wieder, um sie zu täuschen? „Will man unsere Marokkopolitik richtig verstehen, so muß man zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehren; will man das Ergebnis richtig würdigen, den Anfang mit dem Ende vergleichen.“ So sprach am fünften April 1906 im Deutschen Reichstag der Kanzler. Wer Anfang und Ende vergleicht, sieht, daß im Taflet Herr Regnault erlangt, was Herrn Révoil, nach dem Tag von Timimun, verwehrt ward; daß Saint-Aulaire das von Saint-René Taillandier entworfene (und von Tattenbach hitzig belämpfte) Reformprogramm ausführt; daß Clemenceau, ohne drum zu erröthen, Delcassés Spuren folgt; und daß Deutschland statt neuen Gewinnes nur neue Feindschaft eingeheimst hat. Soll's der Mann merken, der vom Morgen bis zum Abend fürs Engere sorgen und sich, im Drang alltäglicher Arbeit, die Nachprüfung der Welthändler versagen muß? Soll er wissen, daß Frankreich den Streich gegen Casablanca erst gewagt hat, als Sir Charles Hardinge dazu ermuntert und Herrn Paul Cambon gesagt hatte, England erwarte von der Republik energisches Handeln? Die zur Aufklärung des in Kontor, Fabrik, Studirstube gebannten Bürgers Verufenen verbänden sich, ihn zu trügen. Von Hardinge wird ihnen nichts erzählt; viel aber von Eduards zärtlichem Onkelherzen. In Kiel hat (1904) die deutsch-englische Freundschaft „nichts von ihrer Innigkeit verloren“. In Friedrichshof ist (1906) der Verkehr der beiden Monarchen, deren älterer zwei Jahre lang unnahbar war, „ungemein herzlich“ und in „zwanglosen, freundschaftlichen Gesprächen werden die großen Fragen der Politik in einem Geist erörtert, wie er der Festigung des europäischen Friedens nur förderlich sein kann“. Ein Jahr danach heißt's, in Friedrichshof sei die Stimmung frohlig, jetzt aber, auf Wilhelmshöhe, „von erfreulichster Wärme“ gewesen. Wilhelm geht mit seiner Frau nach Windsor, wird von Eduard feierlich eingeholt und in der Guildhall von Londons Pürgerschaft bewirthe't. Ist nun endlich bewiesen, daß wir mit Britannien in zärtlichster Freundschaft leben? Der lange Aufenthalt in Highcliff ist dem König gewiß sehr willkommen. Der Brief an Tweedmouth kann nicht schaden (trotzdem er den Adressaten aus dem Amt drängt und den Lord Escher lächerlich macht, den das Vertrauen des

Königs mit der Herausgabe der Tagebücher und Briefe seiner Mutter beauftragt hat). Daß im Achilleion wieder von der gelben Gefahr geredet, in der wiener Hofburg der seltsam klingende Wunsch formulirt wird, Franz Joseph „und sein Haus“ möge noch lange regiren, dämpft den Jubel nicht. Zwar hat die deutsche Flottenvorlage den Britengroll erneut, Campbell-Bannerman, der den Kleinengländern nah stand und die anglo-russische Versöhnung erschwerte, ist tot und alle Zeichen künden, daß die konservativen Vertreter kräftiger Politik bald wieder ans Ruder kommen werden. Thut nichts. Die Zeitungschreiber, die Bürgermeister, Stadtverordneten, Pfarrer haben mit ihres schmazenden oder schwahenden Mundes Hauch den letzten Rebellsegen weggeblasen. Zwischen den beiden Völkern ist der Horizont hell; und Blut noch immer dicker als Wasser. Nur geht Eduard, nachdem er Herrn Fallières einen Empfang bereitet hat wie nie einem Bekrönten, nach Reval und schickt sein Geschwader den Oesterreichern zu Besuch. Ihn danach noch zu preisen, wird dem Patrioten schwer. Also schimpft er. Statt offen zu bekennen, daß er durch sein Lünchen und Fälschen an den Fehlern unserer internationalen Politik mit-schuldig geworden ist, schiebt er den in Kiel, Friedrichshof, Wilhelmshöhe, Windsor Gefeierten nun einen Schürzenhelden und Hans Luderlich, dessen politische Mädlerei nicht ernst zu nehmen sei. Sancta simplicitas! Solches Gezeter hat den kläglichen Ton verschmähter Liebe, weckt draußen nur Heiterkeit und nützt den Feinden des Deutschen Reiches. Jetzt erst, schallt aus Paris, London, Petersburg der Ruf, zeigen die Deutschen ihr wahres Gesicht; bis jetzt war's nur die Larve. Und wo das Band noch locker war, wird es nun fester zugezogen. Das Alles geschieht, weil die schlechten, unwahrhaftigen, leichtfertigen Magister sich nicht zum Geständniß ihrer Sünden entschließen können. Die heimischen Wächter tadeln oder sich selbst gar bezichtigen? Um keinen Preis. Lieber mag der Bürger den klugen Trader-Ring für einen Stämper halten.

König Gustav von Schweden, dem der Nordseevertrag Nutzen gebracht hat, sprach an der Brunktafel des berliner Schlosses am letzten Maiabend den Satz: „In wenigen Tagen sind zwanzig Jahre vergangen, seit die göttliche Vorsehung das ruhmreiche Szepter der Deutschen Kaiser in Eurer Majestät thatkräftige Hand gelegt hat. Die deutschen Fürsten und das deutsche Volk können dann auf eine fast beispiellose Entwicklung der in den Dienst des Friedens gestellten geistigen und materiellen Kräfte des Reiches zurückblicken.“ In einem Trinkspruch mag gelten; und wenn dem Lobredner nur Deutschlands Wirthschaft und Technik vorschwebten, brauchte man ihm auch in ersterer Stunde nicht zu widersprechen. Doch wird Einer wagen, die politische Bilanz die-

fer vier geräuschvollen Lustren zu loben? Jahr vor Jahr ward dem Volk von Erfolgen erzählt; von Reichsmehrung und Freundschaftszuwachs. Schaut nur zurück: und wägt dann, ob das Recht bei den Lobhudlern oder bei den Warnern ist. Als Friedrichs letztes Röcheln den dünnen Luftstrom durch die Silberöhre stieß, war zwischen Deutschland und England eine Konfliktegefahr nicht zu ahnen, Frankreich vereinsamt, das Deutsche Reich durch doppelte Affekluanz, von der russischen und von der österreichischen Seite her, gegen jähe Angriffslust geschützt und die Rückkehr unter den Schirm des Dreifaiserbündnisses jeden Tag möglich. Heute? Von den Festtaseln seines Dreibundes winkt der Dheim dem Neffen zu dessen Jubiläum spöttischen Gruß. So einsam ist's um Deutschland, daß Mancher schnell die Zeit nahen sieht, da das Schwert das Gitter spalten muß, in das Blindheit sich zäunen ließ, und rauhe Stimmen schon mahnen, nicht auch zu dieses letzten Mittels Anwendung noch die Zeit zu versäumen. Denn Deutschland dürfen nicht erleben, was Preußen erlebt hat. Auch damals trachtete das (von Pitts Genie geleitete) Inselreich nach einer Koalition, deren Spitze sich gegen den Imperator des Festlandes richten sollte. Rußland, Oesterreich, Schweden (auf dessen Thron, wie jetzt wieder, ein Gustav saß) wurden gewonnen. Preußen, dem die Koalirten auf dem linken Rheinufer greifbare Vortheile boten, wollte neutral bleiben und dennoch, ohne Schwertstreich, Hannover haben, das Bonaparte ihm als fetten Köder hinhielt. Alexander der Erste will sein Heer durch Südpreußen und Schlessien nach Frankreich führen. Friedrich Wilhelm der Dritte beschließt die Mobilmachung, die bewaffnete Neutralität und heischt von dem Freiherrn vom Stein die dazu nöthigen Mittel. Anleihe, Papiergeldausgabe, Trank-, Back- und Schlachtsteuer: die Mittel waren zu schaffen. Napoleon verletzt in Franken die preußische Neutralität. Der Zar kommt nach Berlin und sammelt die Häupter der Kriepspartei um sich. Johannes Müller entwirft ein Manifest, dem der Titel „Von dem Krieg an die Preußen“ zugebracht ist. Stein schreibt an Hardenberg: „Gott gebe, daß man in diesem Moment der Krisis kraftvoll handle!“ Doch der König will den Krieg nicht; sehnt sich nach einer Verständigung mit Frankreich. Zwar läßt er sich von Alexander zu dem Potsdamer Vertrag überreden, der eine bewaffnete Vermittlung zwischen der Koalition und dem Korjen ermöglichen soll; ist im Innersten aber froh, als, nach dem Tag von Austerlitz, sein Gesandter, Graf Haugwitz, meldet, daß er dem Franzosenkaiser das preußische Ultimatum verschwiegen, aber zugestanden habe, den koalirten Truppen den Weg von Hannover nach Holland zu sperren. Stein nennt dieses Verhalten feig, doppelzüngig, strafbar, den Grafen Haugwitz einen verächtlichen Ehykophanten und räth, „diese eben so verächtliche wie perfide Kreatur zurückzurufen, auf ihre Güter zu schicken

und den Krieg zu beginnen, indem man in Böhmen einrückt und auf die Donau marschirt.“ Er ahnte nicht, daß Haugwitz nur den Geheimbefehl Friedrich Wilhelms ausgeführt hatte. Oesterreich entschließt sich zum Waffenstillstand und verbietet fremden Heeren den Uebertritt auf habsburgisches Gebiet. Noch aber bleibt für den Nothfall die Hilfe des Zaren und Stein findet, damit sei Ehre und Unabhängigkeit zu wahren. Wieder ahnt er nicht, daß Haugwitz inzwischen in Schönbrunn den von Bonaparte diktirten schimpflichen Vertrag unterschrieben hat. Als er erfährt, brüllt sein Schmerz auf. Bald aber faßt er sich und schreibt an Binke: „Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat geleitet, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas von der französischen Uebermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann Dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, wie Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein: ich erkenne hierin den Willen der Vorsehung und es bleibt nichts übrig als Glaube und Ergebung.“ Der König, dem dieses allzu fromme Wort verzieh, zauderte vor dem schönbrunner Vertragentwurf, bis Napoleon neuen ungebührlichen Anspruch hinzugefügt hatte: das Geheiß, alle preussischen Klüsmündungen an der Nordsee und den Lübecker Hafen der britischen Schifffahrt zu schließen. Dann, vor der Wahl zwischen Selbsterniedrigung und Krieg, unterschrieb Friedrich Wilhelm. Ohne vorauszusehen, daß so unwürdige Demuth ihm nur für kurze Wochen den Appell an die *ultima regis ratio* ersparen könne. England blockirt Preussens Häfen, giebt gegen die preussischen Schiffe Kaperbriefe aus, erklört dem Staat Preussens den Krieg. Stein weist auf die Wurzel des Uebels: „Im preussischen Staat ist die oberste Gewalt nicht zwischen dem Oberhaupt und den Stellvertretern der Nation getheilt.“ Er verwirft die Kabinettsregierung und empfiehlt einen aus fünf Ministern zu bildenden Statrath, der unter dem Vorsth des Königs Beschlüsse zu fassen hat. „Sollten Seine Majestät sich nicht entschließen, diese Veränderungen vorzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Kabinetts zu handeln, so ist zu erwarten, daß der preussische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert und daß die Achtung und Liebe seiner Unterthanen ganz verschwindet. Die Ursachen und Menschen, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht haben, werden uns ganz hineinstoßen; sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen, wo dem redlichen Staatsmann nichts übrig bleibt, als seine Stelle, mit unverdienter Schande bedeckt, zu verlassen, ohne helfen zu können, oder an den sich alsdann ereignenden Verworfenheiten Theil zu nehmen. Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Auslösung Venedigs, des Falls der fran-

zöfischen und sardinischen Monarchie lieft, Der wird in diesen Ereigniffen Gründe zur Rechtfertigung der traurigften Erwartungen finden.“ Die Denkschrift kommt gar nicht bis an den König. Luife, der die Gräfin Voh sie überreicht hat, findet den Ton zu heftig und Hardenberg weigert sich fogar, sie in gemilderter Textfassung vorzulegen. Zur inneren Reorganisation bleibt auch keine Zeit. Der Rheinbund entsteht, dem Reich schrumpft die Lebensmöglichkeit und Friedrich Wilhelm muß sich zum Kampf ums Dasein Preußens entschließen. Zu spät. Die im Hohenzollernhaus nicht seltene Mischung von Eigensinn und Schwäche hatte ihn allzu lange dem Rath tapferer Klugheit unzugänglich gemacht. Nun war er gezwungen, mit schwindendem Prestige und entmuthigter Mannschaft den Krieg zu führen, der ihm vorher, unter hellerem Himmel, ein graffer Schrecken gewesen war. Er hatte inbrünstig um Frieden gelehrt. In tiefster Noth erst zog er das Schwert. Bei Zena ist es zerbrochen.

Soll es wieder so kommen? Nicht in der Armee nur spricht man heute vom Krieg, denkt man mindestens an die nahe Möglichkeit eines blutigen Morgens; und des Gedankens braucht selbst der Frömmste sich nicht zu schämen. Die Schuldfrage ist oft beantwortet worden; kann und wird noch oft beantwortet werden. Jetzt gilt's, aus dem Gedräng den Ausweg zu finden. Die Einkreisung, den Tröpfen und Phrasen Jahre lang, trotzdem der Plan deutlich schon sichtbar ward, ein Wahngewicht kranker Hirne, ist Ereigniß geworden. Uns vor der Schicksalsstunde den Zweck zu enthüllen: so dumm ist draußen Keiner. Herr Gallières feiert den Segen spendenden Frieden. Warum aber jauchzen dem fremden, vierströtigen, mittelmäßigen Mann, der kein persönliches Verdienst mit auf die Reise nimmt und nicht einmal gut repräsentirt, die Briten zu wie vorher nie einem Festlandsherrscher? Wenn Eduard mit Nikolai Alexandrowitsch, sein Sir Charles Hardinge mit Stolypin und Zwolskij spricht, melden uns bald flinke Boten, auch die neue entente solle nur dem Frieden dienen und in der weiten Welt Keinen kränken. Um welchen Preis aber vergißt Rußland, was ihm auf Englands Wink am Yalu und Liau angethan ward? Um welchen Preis entschließt Großbritannien, gar unter liberaler Flagge, sich zum Bund mit der verhassten, gestern noch bespöhen Autokratie? Die Absicht, das Deutsche Reich zu isoliren, weist Jeder wie sinnlose Verdächtigung von sich; der anglophile Zwolskij nicht heftiger als im Westen die Grey und Clemenceau. Und doch läßt die Wirkung all ihren Mühen sich nicht länger hehlen. Die Franzosen hatten die Wahl. Hanotaux, Courcel, Rouvier riethen zur Verständigung mit Deutschland, dessen Hilfe ihnen in Asien und Afrika ohne Entgelt gewährt worden war. Wer aber sicherte in Ost dann das französische Kolonialreich gegen den Ansturm der gelben Männer? Das vermag nur der Britenkönig;

und am Ende sorgt er eines Tages auch für die Eintreibung alter Schulden. Die Häupter der Republik haben optirt; trotzdem sie wissen, daß im Konfliktfall ihr Land den ersten Stoß der Germanenwucht auszuhalten und vielleicht die ganze Beche zu zahlen haben wird. So gewaltig war die Lockung. Nur Thoren rösteten sich an der Hoffnung, Frankreich aus solcher Gemeinschaft schmeicheln zu können. Doch des Zarenreiches waren wir sicher. Unser bester, zuverlässigster Freund, für den wir noch während des mandchurischen Krieges so viel gethan haben, daß uns zu thun fast nichts mehr übrig blieb. (Zimmer die selbe Vorstellung, der von unserer zagen Säumniß Profitirende müsse uns dankbar dafür bleiben, daß wir in seiner Verlegenheit nicht unsere Gelegenheit fanden.) Algiras war die erste Enttäuschung. In Swinemünde aber schien wieder die Sommer Sonne. Und das Abkommen, von dem wir dann hörten, galt ja nur für Asien. Nur? Indien, sagt Lord Curzon, „ist das Centrum des Britenreiches, dessen Werth und Weltstellung man erst erkennen kann, wenn man den Standpunkt östlich vom Suezkanal gewählt hat. Warum mußten wir Egypten haben? Weils auf dem Weg nach Indien liegt. Warum durften wir die Türkei nicht einer feindlichen Großmacht gönnen? Weil sie Indien bedrohen konnte. Warum lassen wir uns den Einfluß in Persien so viel kosten? Weil das Wasser des Persischen Golfes sich mit dem des Indischen Ozeans mischt. Kapland, Afghanistan, Pamirs, Yangtse: überall muß Britanien herrschen oder wachen, weil sonst sein indischer Besitz gefährdet werden kann.“ Jetzt wird das Osmanenreich geopfert und Persien getheilt. Mag Rußland dort gebieten: wenn nur Deutschland in diesen Reichen nicht erntet. Währt der anglo-russische Streit in Teheran fort, dann wird Wilhelm da der tertius gaudens; er hat die Bagdadbahn und zeigt, auf Ballins Schiffen, im Persischen Golf schon seine Flagge. Ist Südpersien aber unbestrittener Britenbesitz, dann führt der Bagdadbahnstrang am Ende in eine Sackgasse. Wer hindert, wenn Briten und Russen einig sind, den Bau einer afghanischen Eisenbahn, die das russische Südneß dem indischen Nordneß verbindet und dem Cityman ermöglicht, am neunten Tag nach der Abfahrt vom londoner Bahnhof in Bombay zu sein? Dann mögen die Bagdadaktionäre mit dem Türken erben um ein paar lumpige Kilometer schachern und die Bürgerschaft zusammenscharren . . . Solche Pläne werden erörtert. Natürlich nur im Interesse des Weltfriedens. Und Keiner denkt an die Isolirung des Deutschen Reiches.

Dem aber entsteht, wenn es ernste Dinge noch ernst nehmen, nicht selbst seiner spotten will, nachgerade die Frage, ob es warten darf, bis der Drang schlimmer wird und zu dem Entschluß nöthigt, der heute aus freiem Willen gefaßt werden könnte. Noch haben wir ein wirkames, unwiderlegliches Ar-

gument; einen Trumpf, den kein Anderer stechen kann. Wie lange? Unsere Politik wird fürs Erste nicht besser, unser Heer in der endlosen Ruhe schlaffer Friedenszeit bald vielleicht schlechter. Demokratisirung, Industrialisirung, Aussterben der aus den Kriegsjahren überlebenden Bewahrer der Tradition, Begünstigung der Marine, Mangel an brauchbarem Offizierersatz; dazu die Reichsgeldnoth, die den Lieutenant vor die Wahl stellt, sich bis an die Stabsgränze durchzudarben oder in nicht immer reinem Wasser ein Goldfischlein zu angeln. Auch den Blick auf die nächste Generation der Bundesfürsten umwölkt manche Sorge. Rascher Entschluß zur Mobilmachung? Nur ein Geck könnte die Gefahr solches Krieges unterschätzen. Niemand weiß genau, wie Frankreichs Armee aussehen würde (sie war immer das Geschöpf ihres Feldherrn und vor der ersten Schlacht sicherem Urtheil unauffindbar); doch Keiner darf bezweifeln, daß sie sich mit leidenschaftlicher Bravour schlagen wird. Rußland, das ein deutscher Angriffskrieg gegen Frankreich in dessen Bundesgenossenschaft rief, wirkt durch die Masse, hätte die Polen (wahrscheinlich noch andere Slavenstämme) für sich; und der Glaube, auf europäischen Kriegsschauplätzen müsse die mandchurische Schlappe sich wiederholen, wird von unseren Strategen und Taktikern nicht getheilt. England ist auf dem alten Kontinent zwar ohnmächtig; kann aber den deutschen Kolonien gefährlich werden. Auch der deutschen Flotte? Nur wenn sie nicht schnell genug handelt oder Unterschlußpf sucht. Seekriege haben noch öfter als andere Ueberrassungen gebracht. Kein kleines Wagniß also. Dennoch kanns gelingen. Kein fremdes Heer hat solche Ordnung und Disziplin, in allen Betrieben einen so zuverlässigen Apparat. Daß deutsche Menschen noch tapfer zu sterben verstehen, ist in der südwestafrikanischen Wüste bewiesen worden. Auch Edwards Koalition müßte vor diesem Gegner bangen. Und wer weiß, ob sie aus der papiernen Vertragswelt in die gemeine Wirklichkeit überträte, wenn endlich wieder die Gewißheit aufkäme, daß Deutschland den Kampf nicht scheut, nicht jeden Tord geduldig hinnimmt, noch heute die Nation nichtwürdig nennt, die nicht Alles an ihre Ehre setzt, und lieber die Frucht der Reichsjugend opfern als verzwergeren will? Deutschland ist stark. Und nicht jedes Bündniß hat die Feuerprobe bestanden.

Dünkt die Verantwortlichen das Wagniß zu groß, meinen sie, die Zeit werde es beträchtlich verringern oder uns ganz ersparen („Wir können der Vorsehung nicht in die Karten gucken“, sprach Bismarck), so mögen sie warten. Nur nicht thätlos. Nur die Dinge nicht laufen lassen, wie sie bis heute liefen. Sonst kommen nach den diplomatischen Refognoszirungen rasch unerträgliche Zumuthungen; kommt, in uns minder günstiger Stunde, der Krieg, der ohne Schmach dann nicht vermieden werden kann. Schimpfreden verräth nur den Aerger: sie

muß schnell verstummen. Weder Anbietung, unerbetene Anfreundung noch *dépit amoureux*. Würdige Ruhe; auch wenn die Geschäftsführung der Nachbarn unsere Interessen verletzt. Um Liebe werben, Mitleid wünschen wir nicht. Unser lautes Wesen hat (gestehen wir's nur!) das Unheil heraufbeschworen; die Ankündigung all der ungeheuren Thaten, die wir bis zum nächsten Donnerstag thun würden. Daß wir sie dann nicht thaten, hat man uns nicht als Verdienst angerechnet; nicht das Ergebniß freiwilliger Selbstbescheidung sah man darin, sondern ein Symptom innerer Schwäche, die prahlend Kraft heucheln möchte. Wozu alte Wunden aufreißen? Die Realität heischt mit rauher Mahnung ihr Recht. Britannien waffnet die Großmächte wider uns und wird nicht aufhören, mit der Hoffnung auf Beute und mit der Furcht vor Ueberfällen sie gegen uns zu hegen, ehe es überzeugt ist, daß Deutschland ihm den Szepter des Meerbeherrschers nicht entwinden will. England hat keine Lust, hat heute auch nicht Geld genug zu einem kostspieligen Wettbewerb, in dem es um jeden Preis Sieger bleiben muß und der an dem Machtverhältniß beider Völker doch nichts Wesentliches ändern könnte. Wie ist diese Klippe zu umschiffen? Verzicht auf den Flottenbau? Das würde als neue Schwachheit gedeutet, deren bloßer Schein nach den Rückzügen der letzten drei Jahre schon gefährlich wäre. Das Geständniß, daß wir zu arm sind, um die Last der Doppelrüstung noch höher zu thürmen? Das wäre nur zur Hälfte wahr, also unredlich; und ein germanisches Volk darf nicht an vollen Tafeln winseln, ihm fehle das zum Erwerb der Waffe nöthige Geld. Eins nur ist denkbar: die freiwillige Begrenzung der schwimmenden Machtmittel (rasch; bevor eine Majorität sie uns aufzuzwingen versucht.) Auch dieser Entschluß wäre vor Mißdeutung ins Schwächliche nur geschützt, wenn in der selben Stunde beschlossen würde, die Landmacht zu mehren. Im Ernst. Bleibt für Artillerie und Pioniere nicht noch viel zu thun? Dann wäre ein Mißverständnis nicht mehr möglich und wir könnten mit ruhigem Gewissen die neue Morgenröthe erwarten. Nur dann. Nicht, wenn wir des Trachtens nach dem Weltarbitrium verdächtig bleiben und durch das alltägliche Friedensgegrein uns noch in den üblen Ruf listiger Heuchelei bringen. Auf dem festen Land muß der Deutsche, dem der Nachbar den Ertrag mühsamer Arbeit nicht gönnt, um das Lebensrecht seiner Volkheit kämpfen. Seekriege, in denen zum Waffendienst Unlustige einander Millionen wegschießen, sind seine Sache nicht. Auf dem Land (und, als kühner Mann von beschränktem Vermögen, morgen auch in der Luft) muß er stark sein; so stark, daß er Jedem Nikolais Losungswort zurufen kann: *Noli me tangere!* Und vor verbündetem Haß nicht zu beben braucht... Rufen die verheißenen herrlichen Tage?

Renoir.

Die Namen der Manet, Cézanne und Degas mögen dem Kenner ihrer Werke wie passende Laute für die Energie, die Rhythmik und die Capricen ihrer Träger klingen. Mit Renoirs Namen verbindet sich auch für das Ohr des Nichtkenners eine melodiose Vorstellung, die auf weiche Rhythmen deutet. Von Fragonard gilt das Selbe. Renoir klingt nicht so zart, aber gedrungener und trotzdem sonorer und reicher. Franzosen mag es manchmal schwer fallen, an den Zufall solcher Schicksalstausen zu glauben.

Fragonard war zu Boucher in einem ähnlichen Verhältniß wie Manet zu Courbet. Man kann auch noch manche andere Parallelen zwischen den Entwicklungsmomenten der entscheidenden Künstler beider Jahrhunderte ziehen. Doch fehlte den Impressionisten bis zu Renoir die lebendige Verbindung mit dem achtzehnten Jahrhundert. Manet und Fragonard stehen einander fast als Fremde gegenüber. Hinter dem genialen Dekorateur der Du Barry stand eine formenreiche Zeit, die dem Modernismus Manets nichts zu geben hatte. Der Pakt, den die Repräsentantenrolle des Führers der neuen Kunst nicht geduldet hätte, wurde von Auguste Renoir geschlossen. Freilich nicht als Kompromiß zwischen Dix-huitième und Dix-neuvième. Der Geist der Scherzspiele und die Sachlichkeit der Neuen konnten sich nicht verständigen. Renoir verleugnete keins der Ideale seines Kreises. Aber er entnahm dem bis zum Ueberlaufen gefüllten Gefäß der vergangenen Kunst seines Landes einen unvergänglichen Werth, rettete die Tradition einer weit über die Zeit reichenden Form, zeigte, was in Fragonards Geschöpfen von Fleisch und Blut steckte, und bereicherte damit nicht nur die Kunst, sondern den Instinkt seiner Zeitgenossen.

Anfangs zielte Renoir nur auf eine möglichst lebendige Darstellung der Erscheinung. Seine ersten Bilder stellen den Menschen in der Natur dar und spiegeln das Erstaunen wieder, das er selbst beim Anblick der menschlichen Gestalt im Kosmos empfand. Die hohen malerischen Qualitäten verhehlen nicht das Primitive des Eindruckes. Die Kraft wirkt so überzeugend, weil sie sich keiner versteckten Wege bedient. Es ist die Zeit, in der Courbet herrschte. Keiner der Impressionisten steht als Temperament und Anlage dem Meister von Ornans näher. Renoir hat den selben animalischen Instinkt, die selbe herkulische Produktivität, für die keine Fläche zu groß ist, die selbe Rapidität des Schaffens. Manet, Cézanne und Degas zusammen dürften kaum so viel gemalt haben wie Renoir allein. Er hat die Fruchtbarkeit, mit der wir uns gern den Enthusiasmus des Genies gepaart denken, die Bärenkraft, mit der Courbet seine Bilder bewältigte, die außerordentliche Malerkultur Courbets. Sicher fehlt ihm gerade in seinen reichsten Gemälden die Geschicklichkeit des Vorgängers. Trotzdem hat er vor Courbet eine Gabe oder vielmehr einen Komplex

von Gaben voraus, die eben so sehr den Menschen über den Menschen wie den Künstler über den Künstler stellen und die nicht weniger entschieden sein Verhältniß zu den großen Künstlern seiner eigenen Zeit bestimmen. Er ist der natürlichste unter ihnen. Natürlicher als Courbet, vielleicht gerade in Folge des Courbet-Dogmas vom Naturalismus, natürlicher als Manet, Cézanne und De-gas, so seltene Aufschlüsse wie ihnen über die Natur, die ein Künstler zu suchen hat, verdanken. Weil in ihm die Spannung der Menschen zu einer besondern That weniger scharf hervortritt, weil er der Naivste unter ihnen ist, weil aus den Werken neben aller Pracht, neben einer aus Mystische grenzenden Sublimierung der Gabe, neben der größten Kühnheit und kühlfsten Weisheit des Meisters ein Kinderlächeln bricht, ein primitiver, unwiderstehlicher Naturlaut. Er hat 1867 das Bild gemalt, das heute im Osthausmuseum in Hagen hängt, die „Lise“, ganz unter dem Einfluß Anderer, Manets und Courbets, und schon so voll von strömender Menschlichkeit, daß man es wie die Natur selber genießt. Und dabei ist schon dieses Werk des Sechszwanzigjährigen eins der pompösesten Bilder der Schule. Vor einem prachtvollen Hintergrund, dessen grüne, braune und rothe Töne den feuchten Schatten des Waldinneren bilden, fast angelehnt an einen mächtigen Baumstamm, auf dem ein paar Sonnenflecke perlmutterhaft glühen, erscheint das lebensgroße Bildniß der weißen Dame. Das Weiß ist der wunderbare Mull unserer Großmütter, dustig und durchsichtig; er läßt deutlich das härtere Weiß des Unterkleides durchscheinen. Wie eine Wolke umgiebt er die volle Figur, die prachtvollen Arme und läuft bis tief auf die Hand, die den Battist hält. Hier sitzt das süße Bändchen, das den Armel einzieht. Die andere Hand hält den kleinen Sonnenschirm mit dem geschnittenen Eisenbeingriff und den schwarzen, auf Weiß gezogenen Spitzen; wieder ein neues Weiß tritt in dem Hut mit der schmalen Krempe hinzu und endlich die Perle: das Fleisch. Man könnte fast den Vergleich mit dem Papstportrait des Velazquez wagen. Auch der Innocenz wirkt durch die Hülle. Man mag noch so hingetiffen von dem dämonischen Gesicht sein: nie käme es zu dem unvergleichlichen Eindruck ohne die Pracht des Weiß und-Roth der Kleidung. Hier umspielt das vielgeartete Weiß die derbere Röthe eines männlichen, alles Sinnliche des Mannes widerstrahlenden Gesichtes. Die Umhüllung des linken Armes scheint aus Schaum gemacht und doch verräth sie deutlich die Haut darunter. In der „Lise“ Renoirs dagegen dient die Malerei der Frau. Hier ist das Weiß nicht Schaum, sondern Duft. Es umspielt in vielen Nuancen das Rundliche, Weiche, Kühle des Frauenkörpers. Die vielen weißen Töne scheinen sich mit dem Reiz von Kontrasten auszustatten, trotz dem mächtigen Gegensatz, mit dem das prunkende Schwarz der Schärpe und das Roth gewisser Details um die Herrschaft kämpfen. Fast scheint es sogar, als ob nur diese starken Gegensätze das feine Spiel im Weiß ermöglichen. Der Fleischton wird von dem

Roth gewärmt, das von den Korallen des Ohrgehänges über das Band am Hals bis schließlich zu dem gelbrosa Teint des Gesichtes eine Tonleiter von haarscharf abgemessenen Intervallen durchläuft, den Schnee des Kleides noch weißer und jarter erscheinen läßt und selbst von dem kühleren Weiß die Wärme erhält. Das Alles kann man sich erklären. Das Unerklärliche steckt in dem Frauenhaften dieser Gestalt, hervorgebracht durch kaum merkliche Betonung gewisser Zufälligkeiten der Haltung, der Kleidung und vieler anderen Dinge, die nicht nur das Bildhafte vergrößern, sondern außer einem entzückenden Frauenbildniß die hinter den Gesichtszügen schlummernde Art der Dargestellten, ihre Gewohnheiten, Neigungen, ihre Seele ahnen lassen. Diese Dinge fehlen Courbets virtuosen Frauenbildern; und Manets herrischerer Subjektivismus läßt davon immer nur Spuren sehen. Im Wettkampf Manets mit Courbet siegten die verfeinerten Waffen des Aristokraten, von einem höheren und moderneren Intellekt geführt, gegen eine unverhältnißmäßig größere Stärke. Dem Raffenhaften des Vorgängers stellte Manet eine straffere Konzentration entgegen. Der Kampf läßt Courbets entscheidende Gaben intakt, denn er spielte sich auf einem neuen Feld ab, auf dem Courbet nicht zu Haus war. Renoir dagegen nahm den Kampf auf, wie er angeboten wurde.

Seine ersten Anfänge zeigen ihn im bequemen Gleis der Romantik. Er erschien 1864 mit dem Gemälde „Esmeralda“ im Salon. Da dies Bild und die wenigen anderen der selben Richtung von ihrem Urheber zerstört wurden, können wir uns keinen Begriff von diesen ersten Anfängen machen. 1865 stellte er, wie Duret berichtet, ein Frauenbildnis und eine „Soirée d'Été“ aus, die bereits den Naturalismus verrathen, aber kaum wesentlich sind. Das erste bemerkenswerthe Zeugniß ist die 1866/67 gemalte „Diane Chasseresse“, die 1867 vom Salon abgelehnt wurde. Dieses eigentliche Debut verräth die vollkommene Abhängigkeit von Courbet. Man begreift kaum, daß dieses Bild unmittelbar der „Lise“ voranging. Renoir identifizierte sich darin mit dem Vorbild und ließ fast nichts von eigener Anschauung sehen. Die Diana ähnelt einer der drei „Baigneuses“ des Aelteren und das Reh dem Bild auf der „Curée“ und ähnlichen Bildern. Der Schwerpunkt liegt in der Komposition, der das ganze Bild ausfüllenden nackten Gestalt, die ohne Rücksicht auf die Landschaft gemalt ist. Auch die Louche ist übernommen. Aehnlich verhält sich das große Fruchtstück (im Besitz Liebermanns) zu den Natures mortes des Vorbildes. So weit sich Renoir später über das Niveau solcher Bilder erhob: er verleugnete nie die Tendenz seines Debuts. Er verzichtete nicht auf die Plastizität, die von Manet abgelehnt wurde, war dafür zu sehr Kind der französischen Tradition und zu sehr durchdrungen von dem Werth seines doppelten Reichthumes: dem der Materie und der Arabeske. Aber er verfuhr anders damit als Courbet. Courbet übte die Doppelgabe wie zwei ver-

schiedene Talente, deren gleiche Stärke sich eigentlich ausschließt und deren Gleichzeitigkeit ihn wie ein phänomenales Doppelwesen erscheinen läßt. Renoir vermied den Kompromiß Courbets.

Auch ihn hat im Anfang die Klippe bedroht, an der die „Lutteurs“ des Aelteren scheiterten. Das große Bild „Der Clown im Zirkus“ (datirt 1868) stellt die selbe Etape dar. Er rang schon in diesem verfehlten Werk ganz wie Courbet nach einem Ausgleich zwischen Plastizität und den Reizen der Materie, der auch in dem „Enfant au chat“ noch nicht ganz erreicht wurde. Aber während Courbet nachher die Klippe vermied, indem er seine Bilder, den Gegenständen entsprechend, zur selben Zeit entweder in der alten Tradition (so seine nächsten Frauenbilder) oder als Impressionist (so seine Marinen) malte, bestand Renoir auf einer endgiltigen Lösung des Problems und es gelang ihm, die beiden einander widerstrebenden Elemente zu einer Einheit zu verschmelzen. Freilich: bis er Das vollkommen erreichte, überwiegt in Renoirs Schöpfungen, ganz wie im Werke Courbets, oft das Plastische, dann wieder die Materie.

Der Ausgleich liegt in der von Courbet vernachlässigten Koloristik. Neben seinem Sinn für die Arabeske und die Schönheit der Materie lebte in Renoir eine ganz bestimmte Farbenvision. Sie ist viel elementarer als die beiden anderen mehr artistischen Besitztümer. Die schwarze Epoche unter dem Einfluß Courbets war nur der Anfang des Künstlers, keineswegs der Beginn des Malers. Schon in dem armen Schneidersohn aus Limoges, der mit siebenzehn Jahren sein Leben mit Porzellanmalerei verdiente, steckte die Koloristik des späteren Meisters. Man erkennt sie ohne Mühe im Dekor mancher Porzellanvasen des Handwerkers. Diese Vision bestimmter Farben, die andere Maler erst mit ihrer Meisterschaft erreichen und die hier angeboren scheint, ist ein Unikum und gab zweifellos dem Ungestum des Künstlers von vorn herein eine zum Stil treibende Ordnung. Uebrigens paßte sie sich dem ursprünglichen Gewerbe des jungen Mannes vortrefflich an. Auf das Weiß des Porzellans setzten sich die lichten Rosa und Blau von selbst. Renoir wäre wohl ewig Porzellanmaler geblieben, wenn nicht damals die Erfindung des Porzellan-druckes die Handtechnik kompromittirt hätte. Wieder einmal wurde der Niedergang eines Gemeinwesens zum Helfer eines Einzelnen. Der Junge war in verzweifelter Lage; der kühne Wunsch, in Sèvres angestellt zu werden, schien aussichtslos. Eines Tages bummelt er durch die Rue du Bac und sieht einen Laden, wo bemalte durchsichtige Stores fabrizirt werden. Das Geschäft blüht, der Besitzer sucht nach Arbeitern. Renoir bietet sich an. Der Meister macht keine Umstände. Da ist das Atelier; am nächsten Tag kann er anfangen; den Store zu dreißig Francs. Ein menschenfreundlicher Arbeiter zeigt dem Reuling den Truc. Am Ende der ersten Woche ist Renoir an der Spitze.

Am Ende der zweiten verdient er hundert Francs den Tag, weil er die Stores zehnmal schneller als die Anderen herstellt. Nach zwei Jahren hat er sich genug gespart, um die Ecole des Beaux-Arts und das Atelier Gleyres zu besuchen. Bei Gleyre findet er im Winter 1861/62 in Monet, Sisley und Bazille gleichgesinnte Kameraden. Im Sommer gehen sie zusammen nach Fontainebleau. Hier nimmt sich der alte Diaz des angehenden Malers an, unterweist ihn in den Regeln der Landschaftler von 1830 und gibt ihm, was vielleicht noch wichtiger war, Kredit bei dem Farbenlieferanten. Monet steckt Renoir mit seiner Bewunderung Courbet's an und vermittelt ihm später die Bekanntschaft mit Manet. Diese Geschichte ist ungefähr bei allen Impressionisten die selbe. Sie differenzirt sich bei den meisten erst nach 1870. Bei Renoir hat sie von Anfang an zwei Sonderheiten. Die eine erwähnte ich schon: die gewerbliche Nützlichkeit des Porzellanmalers. Die zweite ist ihm mit Degas gemeinsam: die Beziehung zu Ingres. Die Schwärmerei für die Natur, die er mit seinen Freunden theilte, hatte Renoir nicht abgehalten, auf der Ecole des Beaux-Arts Ingres zu bewundern. Der Meister des „Bain Turc“ wurde für ihn die wesentlichste Stütze, im Kampf um die Farbe nicht die feste Masse des Körperlichen zu verlieren. Schon die frühesten Zeichnungen des Nackten verrathen deutlich die Tendenz nach einem losen, aber präzisen Umriss. Renoir schwebt eine Veredelung der Kurve Courbet's durch Ingres vor und er erreichte dieses Ziel thatsächlich in den achtziger Jahren, als er sich auf dem Höhepunkt seiner Malerei befand. In den Gemälden der vorhergehenden Zeit wird dieses Streben mehr oder weniger von den Aspirationen des Malers verhüllt und es mag ihm selbst erst verhältnißmäßig spät bewußt geworden sein. In den Zeichnungen ist es während fast aller Perioden bemerkbar. Man braucht nur die spezifisch runde Form seiner Radirungen neben die spezifisch gradlinigen Striche der Zeichnungen der Manet und Degas zu halten. Die selbe Rundheit ist, noch bevor die Bilder ein deutliches Graviren nach der Richtung Ingres zeigen, in der geschmeidigen Pinselschrift zu spüren. Die spitze „Hachure“ der Monet, Bissaro und Sisley giebt bei Renoir nie die entscheidende Struktur. Wo er sich, wie in der Landschaft mit den blühenden Kastanien der Nationalgalerie (1881), der Mittel seiner Freunde bedient, scheint er ihnen unterlegen. Seine besten Gedichte hat er, wie Fra-gonard, mit runder Handschrift geschrieben.

In der Ausbildung der Palette wurde Renoir, wie allen seinen Freunden, von Monet geholfen, aber dieser Einfluß beschränkte sich auf die Mittheilung des bekannten Prinzips, ohne die Eigenart Monets zu übertragen. Viel wichtiger wurde für Renoir ein größerer Meister. Was Ingres dem Zeichner gab, wurde Delacroix dem Maler. In dem Rissen auf dem Louvre-Bild „Femmes d'Alger“ steckt die ganze Palette des Renoir der siebziger Jahre. Man

Könnte von Delacroix sagen, daß er die Edelsteine der Venezianer und des Rubens zu Juwelen schliß, von Renoir, daß er das schönste, solchen Schmudes würdigste Fleisch erfand. Er ist einfacher als Delacroix, auf einen sichtbaren Mittelpunkt gestimmt, hat nichts von der großen Geste des Meisters der Dantebarte und dessen weit reichenden geistigen Spekulationen; ein simpler Mensch von fast bäurischer Eindeutigkeit, immer fleischlich wie Courbet, aber durch seine Kairotät unvergleichlich reinlicher; ein Mensch, der zum Sublimen aufsteigt, weniger durch Das, was er aufnimmt, sondern durch die Keuschheit, mit der er alles Schädliche von seinem reinen Instinkt fernhält. Delacroix war für ihn mehr Schutz gegen Courbets Kraftmeierei als Nahrung. Renoir war eben so reich geboren und vielleicht von Natur aus reicher als alle seine Freunde. Nur die Gefahr konnte ihn bedrohen, mit dem Ueberschuß zu wenig ökonomisch zu wirthschaften. Ohne die gesunde, auf ein Absehbares gerichtete fleischliche Lust hätte er sich zersplittert. Die überquellende Zärtlichkeit seiner Empfindungen wäre unerträglich, seine Geschicklichkeit wäre Manier geworden. Der Ausgleich seiner reichen Gaben und seiner Ziele konnte ihm nur mit einer Beschränkung des Stofflichen gelingen, dessen Vielfältigkeit Courbet über seine Grenzen getäuscht hatte. Renoir hielt sich an das Weib. Er hat nicht nur nackte Frauen gemacht, aber die Variationen des ewig Weiblichen überwiegen so sehr, daß der Rest nur wie eine Coulisse des Hauptthemas erscheint.

Renoir ging in der Fleischmolerei auf dem Wege weiter, den Delacroix 1827 in dem „Sardanapale“ beschritten hatte. Der Rücken der Frau in der Detailstudie zu dem Gemälde bei Cheramy, das denkbar sicherste Zeugniß für Delacroix's Verhältniß zu Rubens, zeigt auch die Verbindung mit dem Nachfolger. Delacroix hatte das Bewegte seines großen Ahnen noch beschleunigt. Die Fülle der Vision in Bildern wie dem „Sardanapale“ konnte nur mit einer dünnflüssigen Materie, die dem Flug der Hand zu folgen vermochte, bewältigt werden. Das Fleisch war darin nur ein Effekt unter vielen anderen. Renoir reduzirte die Vielheit, aber bereicherte die dünnflüssige Materie, die seinen behäbigen Motiven nicht entsprochen hätte, erinnerte sich bei Delacroix an die Opulenz rubensscher Massen und schmolz in das Email seiner Frauen alle Hierathen hinein, die Delacroix als Szene seiner Helden gedient hatten. Man hat auch vor ganz unbedeckten Figuren Renoirs, die nichts neben sich haben als die weiche Atmosphäre ihres Körpers, den Eindruck der orientalischen Stoffe und Prunkgegenstände einer Laune Delacroix's. So verbindet ein merkwürdiger Kreislauf diese drei fürstlichen Abkömmlinge einer Familie. Delacroix war der ordnende Geist des Namens; jetzt erscheint Renoir als Ordner Delacroix's und kommt dabei dem Stammherrn der Familie näher. Was in dieser Entwicklung wirklich fortschreitet, ist ein rein geistiger Werth. Nicht die Technik, nicht die Farbe. Das sind nur Formen für die Sache, Folgen,

keine Gründe; und man würde sich lächerlich machen, wollte man einen Renoir besser gemalt als einen Delacroix oder Rubens finden. Was sich verschoben hat, ist die subjektive Sinnlichkeit. Ein höherer Begriff des Sinnlichen geht aus der Medea im Vergleich zur lachenden Schönheit des antwerpener Meisters hervor, ein noch höherer, von allen Außerlichkeiten befreiter und dabei nicht weniger unverwundlicher Begriff aus den reiften Werken des Modernen. Bis er dahin gelangte, brauchte er viele Jahre. Thöricht ist, zu vermuthen, daß die Entwicklung der Palette ihn diese Mühe kostete. Es handelte sich um eine Steigerung der Abstraktion; wie in der Entwicklung aller großen Künstler.

Man braucht nur die Bilder der verschiedenen Zeiten mit einander zu vergleichen, etwa irgendeins der berühmten Werke der ersten Hälfte der siebenziger Jahre mit den um zehn Jahre späteren. Nicht der Umstand, daß in den zwei lebensgroßen Reitern der „Amazone“ von 1873 noch das Grau Courbets mitwirkt, sondern die relative Kraftverschwendung entscheidet; die Aufbietung eines Riesenformates für einen (am Werth der späteren Werke gemessenen) unwesentlichen Zweck. Die relative Vollendung des Frühwerkes wird von naiven Leuten leichtsinnigen Herzens den Proben der Reifezeit vorgezogen, weil es sofort die gefällige Erscheinung einer imposanten Reiterin und des netten Jungen auf dem Pony übermittelt. Die Natur ist Jedem geläufig. Während sich der Betrachter vor den bescheideneren Motiven der späteren Zeit einem System von Zeichen gegenüber sieht, für deren Verständniß es gebildeter Augen bedarf, Delacroix und Rubens sind viel weniger geläufig. Beim Vergleich der Bilder mit gleichen Motiven wird die Erkenntniß erleichtert. Man kann nicht zögern, dem Frühwerk der berliner Nationalgalerie, dem jungen Mädchen vor grünem Blattwerk, jede der vielen Studien ähnlicher Pose der letzten dreißig Jahre vorzuziehen, weil Das, was von Renoirs Kunst in dem ersten steckt, in den späteren vervielfacht erscheint. Das Fleisch wirkt in dem berliner Bild noch wie eine neutrale Masse, in einem kalten, fittgrauen Ton, der nur mit dem rosagrau gestreiften Rock und dem Haar, nicht im Mindesten mit dem tonreichen, durchleuchteten Grün des Hintergrundes korrespondirt. Die strukturelose Malerei der Figur stimmt noch weniger mit den energischen Pinselstrichen des Laubwerkes überein. Nur die übertriebene Modellirung verhilft der Erscheinung zur Wirkung. Auch hier, wie in dem vorigen Beispiel, gelingt dem Künstler noch nicht die Uebertragung der Natur in die Harmonie seiner Anschauung, ja, man wird in dem berliner Bild, wo er bei kleinerem Umfang die künstlerischen Wirkungsfaktoren vermehrte, von der Unordnung mit Recht mehr abgestoßen als von der bescheideneren, aber dem Zweck entsprechenden Wache des großen Gemäldes bei Rouart. Auffallend ist der Unterschied des Werthes zwischen diesen Bildern und den viel früheren, wie der „Lise“. Die Bewußtheit, mit der Renoir an seiner Vervollkommnung arbeitete, hat ihn während

einiger Jahre die Frische gelostet. In dem berliner Bild steckt die ganze Qual der Uebergangsperiode zu den entscheidenden Werken der siebziger Jahre. Sie sollten überreich das Ringen lohnen. In zwei anderen Frühwerken, dem „Enfant au chat“ und dem Doppelbildniß Sisleys und seiner Geliebten im Freien, ahnt man bereits die Erfüllung. Der Rückenakt des Knaben ist in einem fahlen Grau meisterhaft modellirt, die Decke des Tisches ein Gewebe aus Pinselstrichen von fabelhaftem Pomp. In dem Doppelbildniß weicht die kühle Delikatesse der „Lise“ einer unwiderstehlichen Behemung der Erscheinung. Doch stehen in beiden Bildern die Gestalten nicht so ungekünstelt und sicher wie die „Lise“. Ihre Anatomie scheint noch um ein Geringses zu schwach, um allen Reichthum der Farbe zu tragen. Die Hauptwerke des Jahres 1874 bringen diesen Ausgleich. Das Doppelbildniß Sisleys ist der unmittelbare Vorgänger der „Loge“ (bei Durand-Ruel). Wieder hat Renoir in der Stellung der beiden Figuren zu einander einen zufälligen Moment gewählt, aber ihn so glücklich getroffen, daß der Zufall nur die Sicherheit des Betrachters steigert, ohne als Einzelfall zu wirken. Die Halbfiguren sind auf einen verhältnißmäßig winzigen Raum zusammengedrückt, die Robe der Dame ist mit prunkenden Farben, der Herr mit dem starken Kontrast des Schwarz zu dem Weiß geschmückt. Aber eine Meisterhand hat, nachdem sie allen nur erdenkbaren Reichthum sammelte, geforgt, daß die Massen zusammenwuchsen, wie auf den Bildern alter Meister. In der „Danseuse“ des selben Jahres wurde das Vaporöse, das schon in der „Lise“ beginnt, zum Stil erhoben. Das junge Fleisch erscheint noch fester in dem losen Hauch des Kleides und im Duft des braunen Haares. Die bläuliche Gaze läuft fast mit dem Hintergrund zusammen und raubt dem Umriß die Schärfe. Die rosa Schuhe sind fast das einzig Greifbare an Farben. Und trotzdem wirkt das Bild farbiger als alle Vorgänger. Wenn man vor ihm die alten Engländer nennt, um die Wirkung zu deuten, so muß man doch darüber klar sein, daß hier etwas entfernt Gainsboroughartiges auf ganz anderen Wegen entstand. Während Monet und Pissaro sich im Kriegsjahr nach London zurückzogen, wurde Renoir Soldat. Er sah die Themse erst mehrere Jahre später und hat als echter Franzose nie Gefallen an dem Lande der bedeckten Sonne gefunden. Die Beziehung des Meisters zur Schule Gainsboroughs ist ganz zufälliger Art und geht mehr auf die Vorgänger der Engländer zurück als auf einen ihrer Meister. Auch die Farbe der „Loge“ mag an den Meister der „Mrs. Siddons“ erinnern, weil die Farbenkultur, von der es Zeugniß ablegt, auch die Mittel der Engländer umfaßt. Man findet darin gerade so gut Watteau, Velazquez und die Venezianer. Aber daneben sind schon in diesem Bild und in allen anderen der selben Zeit Elemente wirksam, die man weder in Velazquez noch bei den Venezianern, am Wenigsten bei den alten Engländern findet.

Will man so recht den Unterschied zwischen Renoir und der englischen

Kunst erkennen, so vergleiche man das Bildniß der kleinen Tochter Durand-Ruel's, von 1876, mit der berühmten Mirj Alexander Whistlers.

Die Engländerin wurde von Whistler mit fabelhafter Eleganz gekleidet; außer den Händen und dem Gesicht ist nichts von Fleisch zu sehen und man macht sich keine Vorstellung, wie dieses Damenkind eigentlich unter den Kleidern aussieht. Die kleine Durand-Ruel ist „gosse“ ganz und gar, eben so sehr zum Abfließen wie die andere zum Ansehen; appetitlich mit dem freien Hals und den nackten Armen, ganz Kind, junger Speck. Und genau so ist die Malerei des Franzosen von der Whistlers verschieden: unendlich jünger, unwüchziger, gesünder. Man könnte schwerer vergleichen, wenn Renoir hier schon die reine Palette und dadurch ein äußerlich stärkeres Uebergewicht hätte. Aber davon ist nur die Ahnung vorhanden. Der Reichthum liegt in der unglaublichen Malerei. Dieses flimmernde Blaugrün in dem Kleidchen, das in der Schärpe um eine Nuance schärfer ausgedrückt wird, läßt sich als Farbenwerth gar nicht schildern; es ist ein gemaltes Gewebe, an dem die Sonne ihren Antheil hat. Unendlich pikant steht das kleine Ding vor der verschoffenen grünen Tapete mit den grünen und rothen Tupfen; und doch wirkt es nicht wie gesuchter Reiz. Das macht sich so simpel, wie in Wirklichkeit so ein Kind steht. Und doch ist es nicht weniger distinguirt in der ganzen Erscheinung als das Werk des Engländers; das Kind ist weniger vornehm, nicht die Rache; diese ist königlich, während die andere die Lordship nicht übersteigt. Will man dem Whistler ein in dem Gegenstand gleich vornehmes Sujet gegenüberstellen, so muß man auf die kleine Tänzerin Renoirs zurückgehen. Neben dieser Mure tritt der Engländer weit zurück. Mirj scheint das Portrait der kleinen Durand-Ruel werthvoller; es ist mehr Natur, Malerei-Natur, Reichthum am Malerischen. Man spürt keinerlei Hemmnisse zu Gunsten einer vom Geschmack oder von irgendwelchen anderen Rücksichten diktierten Absicht; und dieser Eindruck entscheidet gegen jede innere Beziehung zu den Engländern, ob sie Gainsborough oder Whistler oder Turner heißen. Das Kolorit des späteren Renoir kommt manchmal Turners Palette nah und daher sehen manche seiner atmosphärischen Landschaften, zumal die Ansichten von Venedig aus dem Jahre 1881, von Weitem den bekannten Phantasien aus Turners letzter Zeit ähnlich. Aber diese Ähnlichkeit ist im Grunde nicht größer oder kleiner als die zwischen gefärbtem Glas und einem Bergkristall. Renoir ist geborener Reichthum. Er greift zur Kunst, um sich eine unentbehrliche Ausdehnung zu verschaffen, und setzt in der Kunst nur die eigene Natur fort. Dabei findet er immer höhere Bahnen, immer reichere Variationen; aber mag auch die Wirkung der reifsten Bilder noch so differenzirt sein: stets bleibt mit ihr der Eindruck einer ganz ungefühlten, untheilbaren, unentbehrlichen Aussprache verbunden.

Julius Meier-Graefe.

(Ein zweiter Artikel folgt.)



Menuet. *)

Die großen Unglücksfälle erschüttern mich gar nicht, sagte Jean Bridelle, ein alter Junggeselle, der für skeptisch galt. Ich habe den Krieg aus nächster Nähe gesehen: ich bin über Leichen geschritten. Die großen Brutalitäten der Natur oder der Menschen können uns wohl Schreie des Entsetzens oder der Entrüstung entlocken, aber sie krampfen uns das Herz nicht zusammen und wir schauern vor ihnen nicht wie vor gewissen herzzerreißenden Kleinigkeiten. Der heftigste Schmerz, den man empfinden kann, ist für eine Frau gewiß der Verlust eines Kindes und für einen Mann der Verlust der Mutter. Das ist etwas Gewalttames, Furchtbares. Das wirft uns um und zerweist uns das Herz. Doch man wird von diesen Katastrophen geheilt wie von großen blutenden Wunden. Dagegen gewisse Begegnungen, gewisse flüchtig ersahnte, nur errathene Dinge, gewisse geheime Kümmernisse und Tücken des Schicksals, die vor uns plötzlich das geheimnißvolle Thor der menschlichen Leiden aufthun, der komplizirten, unheilbaren Leiden, die um so tiefer sind, als sie gutartig scheinen, um so nagender, als sie nahezu unsaßbar sind, um so hartnäckiger, als sie anscheinend künstlich sind, — sie hinterlassen in unserer Seele ein Gefolge von Trübsal, einen bitteren Nachgeschmack, ein Gefühl der Entzauberung, das wir lange nicht verwinden können.

Ich habe stets zwei oder drei Dinge vor Augen, die Andere gewiß nicht wahrgenommen hätten und die mich durchdrungen haben wie lange, dünne, unheilbare Stiche . . . Sie begreifen vielleicht nicht, warum diese flüchtigen Eindrücke mich so dauernd erregt haben. Ich will Ihnen nur einen schildern. Er ist sehr alt und doch lebendig in mir, als wäre es gestern gewesen. Vielleicht hat meine Phantasie die Kosten meiner Nahrung allein bestritten.

Ich bin fünfzig Jahre alt. Damals war ich jung und studirte die Rechte. Ich war etwas melancholisch und träumerisch, einer schwermüthigen Philosophie hingegeben; ich mochte weder die geräuschvollen Cafés und die großsprecherischen Kameraden noch die stumpfsinnigen Dirnen. Ich stand früh auf und eine meiner köstlichsten Freuden war, morgens um acht Uhr in der Baumschule im Luxembourg-Garten allein spaziren zu gehen. Sie Alle haben diese Baumschule nicht mehr gekannt. Sie war wie ein vergessener Garten des achtzehnten Jahrhunderts, ein Garten mit sanftem Breisenlächeln. Dichte Hecken trennten die schmalen, regelmäßigen Alleen, die ruhig zwischen zwei regelrecht beschnittenen Laubwänden hinliefen. Die großen Gartenschereen klappten diese Blättermauern unaufhörlich zurecht und in gewissen Abständen fand man Blumenbeete und Anpflanzungen von jungen Bäumen in regelmäßigen Reihen, wie Schüler auf dem Spazirgang, prächtige Rosenbosquets und ganze Schaaren von Fruchtbäumen.

In einer Ecke dieses reizenden Gartens hausten Bienen. Ihre Strohglocken, die weißlich in Abständen auf Bretter gestellt waren, öffneten der Sonne ihre fingerhutgroßen Eingänge; und überall an den Wegen begegnete man den goldigen,

*) In Frankreich existirt eine Sammlung „Contes Choisis de Guy de Maupassant, Edition pour la Jeunesse“, mit einer Vorrede von Marcel Prévost, von der Friedrich von Coppel-Bronikowski eine deutsche Ausgabe (in der Sammlung „Die Bücher des deutschen Hauses“) veranstalten will. Eine dieser Novellen wird hier veröffentlicht.

summenden Insekten, welche die eigentlichen Herrinnen dieser friedlichen Stätte, die eigentlichen Spaziergängerinnen in diesen stillen Alleen waren.

Ich ging fast jeden Morgen hin. Ich setzte mich auf eine Bank und las. Manchmal ließ ich das Buch auf meine Knie sinken, um zu träumen, dem fernen Brausen von Paris zu lauschen und die unendliche Ruhe dieser altmodischen Buchenheden zu genießen.

Bald jedoch merkte ich, daß ich nicht der Einzige war, der diesen Garten besuchte, sobald das Gitter sich aufthat; von Zeit zu Zeit stieß ich an der Ecke eines Gebüsches auf einen kleinen, merkwürdigen Greis. Er trug Schuhe mit silbernen Schnallen, eine Jaghose, einen tabakbraunen Ueberrock, ein Spigenjabot und einen grauen, breitkrämpigen und langhaarigen Hut von vorstintfluthlichem Aussehen. Er war hager, sehr hager und eckig, schnitt Grimassen und lächelte. Seine lebhaftesten Augenlein suchten und rollten unter den unstillen Lidern und er trug stets einen prächtigen Stod mit goldenem Knopf in der Hand, der ihm eine theure Erinnerung sein mußte. Dieser Wiederemann erregte zuerst mein Erstaunen, dann mein Interesse. Ich spähte ihm durch die Laubwände nach, verfolgte ihn von fern, blieb an einer Ecke der Gebüsch stehen, um nicht gesehen zu werden. Und siehe da: eines Morgens, als er sich ganz unbeachtet glaubte, begann er, eigenthümliche Bewegungen zu machen, warf ein paar kleine Sprünge, dann eine Verbeugung, dann machte er mit seinen dürren Beinen einen noch ganz behenden Kreuzsprung, begann, sich galant auf den Haken zu drehen, häpste, tummelte sich auf höchst posseliche Weise, lächelte wie vor Zuschauern, machte Dankesgeberden, rundete die Arme, verrenkte seinen armseligen Puppenkörper und sandte rührend komische Grüße ins Leere. Er tanzt!

Ich staunte und fragte mich, wer von uns Beiden verrückt sei: er oder ich.

Plötzlich hielt er inne, trat vor wie ein Bühnenkünstler, verneigte sich, indem er zurücktrat, mit dankbarem Nicken und warf den beiden beschnittenen Baumreihen mit seiner zitternden Hand Küsse zu wie eine Komödiantin. Dann setzte er seinen Spaziergang gravitätisch fort.

Von diesem Tag an verlor ich ihn nicht mehr aus den Augen; und jeden Morgen begann er seine unwahrscheinliche Darstellung von Neuem. Mich ergriff eine tolle Lust, ihn anzureden. Ich sahnte mir ein Herz, grüßte ihn und sprach: „Schönes Wetter heute, mein Herr.“

Er verbeugte sich. „Zawohl, mein Herr, wirklich ein Wetter wie einst.“

Nicht Tage später waren wir Freunde und ich kannte seine Geschichte. Er war Balletmeister an der Oper gewesen, in den Tagen Ludwigs des Fünftehnten. Sein schöner Spazierstock war ein Geschenk des Grafen von Clermont. Und wenn man ihn auf das Tanzen brachte, verstummte sein Geschwätz nicht mehr.

Eines Morgens vertraute er mir das Folgende an:

„Ich habe die Castris geheirathet. Ich will Sie ihr vorstellen, wenns Ihnen recht ist, aber sie kommt erst in einer Weile. Dieser Garten, sehen Sie, ist unser Vergnügen und unser Leben; er ist Alles, was uns von der Vergangenheit bleibt. Ich glaube, wir könnten nicht mehr leben, wenn wir ihn nicht hätten. Er ist alt und vornehm, nicht wahr? Ich glaube, hier eine Lust zu athmen, die mir seit meiner Jugend vertraut ist. Meine Frau und ich, wir verbringen hier alle unsere Nachmittage. Aber ich bin schon vom frühen Morgen an hier, denn ich sehe zeitig auf.“

Sobald ich geküßt hatte, kehrte ich in den Dugembourg-Garten zurück: und bald erblickte ich meinen Freund, der einer uralten, winzigen Frau in Schwarz feierlich den Arm gab. Ich wurde ihr vorgestellt. Es war die Castris, die große Tänzerin; sie war von Fürsten, vom König, von dem ganzen galanten Jahrhundert geliebt worden, das einen Duft von Liebe in der Welt zurückgelassen zu haben scheint. Wir setzten uns auf eine Bank. Es war im Mai. Blumenduft schwebte in den sauberen Alleen, die warme Sonne fiel durch das Blattwerk und übersäte uns mit breiten Lichtflecken. Das schwarze Kleid der Castris schien ganz in Licht gebadet.

Der Garten war leer. Man hörte in der Ferne das Rollen der Wagen.

„Erklären Sie mir doch“, bat ich den alten Balletmeister, „wie das Menuet war.“

Er erbehte. „Das Menuet ist die Königin der Länge und der Lang der Königinnen; verstehen Sie? Seit es keine Königin mehr giebt, giebt es auch kein Menuet mehr.“ Und er begann in pomphaftem Stil ein langes dithyrambisches Loblied, von dem ich nichts verstand. Ich wollte mir die Paß, die Bewegungen und Tosen beschreiben lassen. Er verwickelte sich in seiner Rede und ereiferte sich über seine Ohnmacht, sich auszudrücken, wurde nervös und war schließlich ganz verzweifelt.

Plötzlich wandte er sich an seine alte Gesährtin, die stets ernst und schweigsam neben ihm saß: „Elise, willst Du? Es wäre sehr nett von Dir! Wollen wir dem Herrn zeigen, wie es war?“

Sie blickte sich unruhig nach allen Seiten um; dann stand sie auf, ohne ein Wort zu sagen, und trat ihm gegenüber: und nun sah ich etwas Unvergessliches.

Sie kamen und gingen mit kindlichen Pierereien, lächelten einander zu, wiegten sich, verbeugten sich, hüpfen wie zwei alte Puppen, die ein altes, etwas schadhafes, von einem geschickten Mechaniker im Geschmack seiner Zeit hergestelltes Uhrwerk tanzen läßt.

Und ich blickte sie an. Mein Herz war bestürmt von ungewöhnlichen Empfindungen, meine Seele von unsäglicher Schwermuth erfüllt. Mir war, als sähe ich eine sädgliche, komische Erscheinung, den altmodischen Schatten des vergangenen Jahrhunderts. Ich hatte Lust, zu lachen, und das Bedürfniß, zu weinen.

Sie hatten alle Figuren durchgetanzt. So blieben sie ein paar Sekunden einander gegenüber stehen und schnitten dabei merkwürdige Grimassen; dann warfen sie sich schluchzend einander in die Arme.

Drei Tage später reiste ich in die Provinz. Ich habe sie nicht wiedergesehen. Als ich zwei Jahre später nach Paris zurückkam, war die Baumschule zerstört. Was ist aus ihnen geworden ohne den geliebten Garten aus der alten Zeit, mit seinem Labyrinth, seinem altmodischen Duft und den anmuthigen Bewegungen der Alleen? Sind sie gestorben? Irren sie durch die modernen Straßen wie hoffnungslose Verbannte? Tanzen sie als närrische Gespenster, wenn der Mond scheint, ein phantastisches Menuet unter den Cypressen eines Kirchhofes auf den von Gräbern umsäumten Wegen?

Die Erinnerung an sie geht in mir um, ich bin von ihr besessen, sie quält mich und bleibt in mir frisch wie eine Wunde. Warum? Ich weiß es nicht.

Sie werden Das vermutlich lächerlich finden.

Guy de Maupassant.



Die feindlichen Brüder.

Zwischen der oberschlesischen und der rheinisch-westfälischen Montanindustrie hat's von je her scharfe Gegensätze gegeben. Im Westen herrschen die mächtigen Verbände, die alle Unternehmungen unter ihre Vormühsigkeit bringen möchten. An Emfcher, Ruhr und Lippe kennen die Habelald und Eisebeute keine Hemmungen. Das haben die Unternehmer im Osten der Monarchie oft genug empfunden; oft die Schwierigkeit des Wettbewerbes mit den westfälischen Werken besetzt. Beim Abschluß des neuen Vertrages für den Stahlwerkverband wurde die Gegnerschaft besonders sichtbar. Oberschlesien war zur Opposition gezeugen gewesen und hätte sich am Liebsten auf den eigenen Verband beschränkt. Ost und West der deutschen Berg- und Hüttenindustrie sind schon durch soziale Unterschiede getrennt. Im Westen herrscht das moderne Patrisiat, im Osten der hohe Adel. Die Eisen- und Kohlenmagnaten vom Rhein sind Persönlichkeiten anderen Schlages als die oberschlesischen Industrieberrn, die Grafen- und Fürstentronen tragen. Die Stinnes, Thyssen, Junke, Kirdorf haben mit dem Hendl-Donnersmard, Tiele-Windler, Pleß, Schaffgotsch, Ballestrem, Hohenlohe nur das Eine gemein, daß auch sie Könige im Reich der Industrie sind; ihnen fehlt der ausgedehnte Territorialbesitz, über den die oberschlesischen Magnaten auf Grund fideikommissarischer Vorrechte herrschen. Sie sind durch Intelligenz, Thakraft und glückliche Spekulation groß geworden; bei den Anderen waren die Vorbedingungen durch den ererbten Besitz gegeben. Nun haben sich, im Lauf der Zeit, die oberschlesischen Grundten zu smarten Industriekapitänen entwickelt. Ein Mann wie Guido Hendl-Donnersmard nimmt es wohl mit einem doppelt destillirten Juden auf. Er hat dem Rheinisch-Westfälischen Kohlenyndikat den Feßdehandschuh hingeworfen; und sein Eisenwerk Kragwiel bei Stettin sollte sich zu einer Trugveste gegen die Montanverbände des Westens auswachsen. Die Mischung von Feudaladel und geschäftlicher smartness, die eine Spezialität Oberschlesiens ist, war den Herren von der Rothen und der Schwarzen Erde des Westens mit der Zeit recht unbequem geworden. Wie wird's künftig werden?

Klag haben die modernen Pairs sich ins moderne Leben zu schicken gewußt; große Theile ihres Besitzes haben sie auf Andere übertragen. Eine Assimilirung des aristokratischen latifundus an die demokratische Aktiengesellschaft. Die Schlesiache Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb, die Donnersmardhütte, das mit der Bismardhütte verschmolzene Eisen- und Stahlwerk Bethlen-Jalva, die Laurahütte: Das Alles war einst donnersmardischer Besitz. Die Oberschlesiache Eisenbahnbedarfsaktiengesellschaft (Oberbedarf) stammt vom Grafen Renard; die Rattowiger Aktiengesellschaft und die Preußengrube führen ihren Ursprung auf den Grafen Tiele-Windler zurück; und die Hohenloherwerke erwarben Bergwerk und Grubenfelder vom Fürsten zu Hohenlohe-Dehringen. Aber die adeligen Grundbesitzer gaben nicht ihre ganze Liegenschaften her, sondern behielten große Komplexe in eigener Verwaltung. So herrschen im oberschlesischen Montanrevier, neben den Aktiengesellschaften, noch die Unternehmen der Grafen Ballestrem, Hendl (Guido und Hugo) und des Fürsten von Pleß mit einer Gesamtproduktion von mehr als 7 Millionen Tonnen Kohle. Zwischen den beiden (nach Herkunft und Entwicklung verschieden gearteten) Sozien im oberschlesischen Montanrevier ist kaum verhältliche Feindschaft; ohne die gemeinsame Antipathie gegen die westfälischen Nebenbuhler läme es vielleicht zu offenem Krieg. Ueber Beiden aber thront die Berliner Handels-

gesellschaft, die wohl in Oberschlesien jetzt die stärkste Position unter den großen Finanzinstituten hat. Will man heute etwas Authentisches über die Vorgänge im östlichen Bergrevier erfahren, so muß man Herrn Fürstenberg fragen. Der ist allerdings, wenn es sein muß, ein großer Schweiger; aber wer Glück hat, trägt die Informationen heim. Als jüngst nun die Aktien ober-schlesischer Montangesellschaften beträchtlich gestiegen waren, tauchten allerlei Gerüchte auf, die von der Absicht Schroffer Scheidung zwischen Oberschlesien und Westfalen künfterten. Oberschlesische Papiere stiegen, westfälische fielen. Laura, Donnersmardhütte, Rattowiger, Oberschlesische Kokswerke gingen in die Höhe, Phoenix und Bochumer sanken. Die Laurahütte, hieß es nun, will sich mit der Donnersmardhütte vereinigen. Dieser Plan wird nicht zum ersten Mal erörtert; besonders eifrig, seit der Bankier Jarislowitz, der spiritus rector der Donnersmardhütte, erkrankt ist. Man ging noch weiter. Ein schlesischer Stahltrutz, hieß es, ist in Sicht und wird den Stahlwerkverband Mores lehren. Dem Verband gehören von ober-schlesischen Hütten-gesellschaften nur Laurahütte, Oberschlesische Eisenbahndarfstgesellschaft, Oberschlesische Eisenindustrie und Rattowiger Gesellschaft an. Da bleibt noch genug für einen neuen Verband, den schon Oberschlesiens stärkere Zink- und Bleiproduktion wünschenswerth macht. Doch wurde dem Gerücht widersprochen. „Im Augenblick besitze die Möglichkeit neuer Gruppenbildungen oder gar eines einzigen Trutzes der schlesischen Hüttenwerke keinerlei Aktualität.“ Die „Aktualität des Augenblicks“ bindet die Zukunft nicht. Die bringt vielleicht den schlesischen Montantrutz. Einstweilen diskontirt die Spekulation die guten Aussichten der ober-schlesischen Gesellschaften und firt Phoenix und Bochumer, denen unbefriedigende Dividenden prophezeit werden. Daß der Direktor der Oberschlesischen Kokswerke aus den Carnegiewerken einen großen Auftrag heimgebracht hat, ist ein gutes Omen. Rußland und Oesterreich-Ungarn ließ man allenfalls als Oberschlesiens Absatzgebiete gelten; aber Amerika galt bis jetzt als bevorzugte „Geschäftsverbindung“ der westlichen Reviere. Daß Oberschlesien da an die Reihe kommt, ist für die Herren von Rhein und Ruhr bitter.

Ein kundiger Thebamer behauptete einmal, die großen Leute in Rheinland-Westfalen seien zu tief in spekulative Unternehmungen verstrickt, um der Industrie die Möglichkeit ruhiger Entwicklung zu lassen. Deshalb seien dort sprunghafte Dividendenschwankungen viel häufiger als in Oberschlesien. Der Westen hat seine Chancen eben rascher aufgebraucht als der Osten. Hier ist noch manche Transaktion möglich, die der Konkurrent im Westen schon ausgenüht hat. An der Berliner Börse hört man oft von den Thaten der Rheinländer und Westfalen, selten von denen der Oberschlesier. Die lassen, wie erst in diesen Tagen wieder, die beteiligten Banken als Käufer oder Verkäufer bestimmter Aktien auftreten. Oberschlesien ist von dem industriellen Rückschlag im Jahr 1900 kaum getroffen worden; auch diesmal scheint, nach den bisher bekannt gewordenen Dividendenschätzungen, dort Alles recht gut zu stehen. Je stärker aber der Osten ist, desto näher ist er dem Trutz.

Der Stahlwerkverband leidet unter dem Mangel an einer Syndizierung der Stabeisenprodukte; noch ist's nicht gelungen, einen Stabeisenverband zu schaffen. Ein ober-schlesischer Gegentrutz könnte gefährlich werden. Die Händlerfirmen haben ohnehin schon die ansteigende Linie der Großsyndikatentwidelung unterbrochen. Das letzte Wort wird erst gesprochen werden; vielleicht kommt's in Oberschlesien zu Zusammen-schlüssen nach dem Muster der zur Vereinigten Königs- und Laurahütte gehörenden ravenschen Händlervereinigung. Der Stahlwerkverband, dessen Verbands-

giffen in der letzten Zeit kleiner geworden sind und der deshalb einen Theil seiner einstigen Zuberfücht eingebüßt hat, läßt es dabei nicht an Versuchen territorialer "Erweiterung" fehlen. Vor einigen Monaten schloß sich ihm die Kolding's Hochöfenwerke an, die mit der belgischen Société anonyme d'Ougrée Marihay in Verbindung stehen. Dadurch hat die belgische Eisenindustrie, neben der schon im Verband vertretenen französischen Industrie, einen Platz im deutschen Stahlkartell erhalten. Die internationalen Beziehungen des Stahlwerkverbandes (sie kamen darin zum Ausdruck, daß von der Erneuerung des deutschen Syndikates die Existenz des belgischen Stahlwerkverbandes und des internationalen Schienenkartells abhing) ersetzen zum Theil die noch fehlenden Einflußsphären im Inland. Wie ich schon sagte, scheint die Entwicklung in der westdeutschen Montanindustrie fürs Erste keine neuen Möglichkeiten zu bieten; wenigstens nicht durch die Intensität der Syndikatsbewegung zu erwirkende. Die großen Rohstoff- und Halbzeugverbände sind mit ihrer Preispolitik auf einen toten Strang gerathen und liegen fest. Dabei regt sich an anderer Stelle der Wunsch, den Terrorismus der führenden Syndikats unwirksam zu machen; und es ist gewiß kein schlechter Witz, daß gerade der Mann, der die Macht der Rohstoffverbände mit aufbauen half, der leitende Kopf der neuen Konzentrationbewegung in der verfeinernden Industrie ist: August Thyssen.

Lange hatte man nichts von ihm gehört und durfte beinahe glauben, er sei schon vom Schauplay abgetreten. Da taucht sein Name wieder auf. Die Firma Thyssen & Co. in Rülhheim wird die Maschinenfabrik Ehrhardt & Schmer in Schleismühle ihrem Betrieb angliedern. Die Fusionirung zweier Maschinenfabriken, die beide in der Herstellung schwerer Arbeitmaschinen für den Hütten- und Bergwerksbetrieb Treffliches leisten. Sie sollen sich künftig in die Fabrication solcher Maschinen und einiger neuen Spezialitäten, zu denen auch die Dampfturbine gehört, theilen. Die Produktionskosten werden dadurch verringert und der Absatz wird von dem Risiko gesteigerter Konkurrenz und forcirter Preisunterbietungen befreit. Also ein vernünftiger Plan, der in der Maschinenindustrie und im Verfeinerungsgewerbe leicht Nachahmung finden könnte, aber auch an sich wichtig ist; nicht nur, weil er von dem erfolgreichsten Montanmann Deutschlands ausgeht.

Mit welchen Befehlen mag August Thyssen wohl dem Reichsgerichtsurtheil in dem Hüttenzehenprozeß Phoenix Nordstern entgegensehen? Er hat in der „Zukunft“ gesagt, daß er die Fusion des Nordstern mit dem Phoenix nicht bewirkt, sondern während der Vorbereitungszeit krank in Rldn gelegen habe. So mag ihn das Schicksal der beiden Gesellschaften wenig kümmern. Eben so wenig wie das Ergehen des Kohlsyndikates, dem Thyssen großend den Rücken gekehrt hat. Für das Syndikat wird die im Herbst zu erwartende Entscheidung des höchsten deutschen Gerichtshofes immerhin von einiger Bedeutung sein. Entweder wird sie ihm den Rücken gehörig steifen oder aber dem „Standesbewußtsein“ des einflußreichsten deutschen Industriekartells einen gewaltigen Stoß versetzen. Das endgiltige Votum in der Hüttenzehenfrage und der Ausgang des Kampfes der reinen Walzwerke gegen Kohlsyndikat und Stahlwerkverband, des Kampfes, der zu dem Entschluß geführt hat, eine Beseitigung der Einfuhrzölle auf Roheisen und Halbfabrikate zu fordern; da sind für den Westen die wichtigsten Angelegenheiten der nahen Zukunft. In Oberschlesien aber trachtet man still nach der Trennung vom westlichen Bruder.

Radon.

Montaigne.*)

Großen Geistern, die mit ihrem Wesen tief in ihrer Zeit wurzeln, begegnet nicht allzu selten das Schicksal, daß sie im Laufe der Geschichte zu bloßen Namen werden, und selbst die kleine Gemeinde der Bahrdwandten und Ebenbürtigen, auf die jeder seltene Mensch und Schöpfer hoffen darf, vergißt vor dem Werk nur zu oft die Persönlichkeit, die dahinter steht. Zwar behält der Satz, daß Mensch und Werk nicht zu trennen seien, im Allgemeinen seine Gültigkeit; aber das Persönliche ist oft nicht allein an den Gehalt, sondern auch an die Form eines Buches, eines Bekenntnisses, einer Dichtung gebunden und jede Fülle ist ein Gewand der Zeit, das die Entel seltsam anmuthet. Und dazu gleichen gerade die reichsten Geister häufig dem fragwürdigen Dichtergott, der sich in seinem Werk verhält, damit es ein Schönheitstrüffel bleibe. Auch der Zauber, der von einem lebensvollen Werk ausgeht, unterliegt dem selben Schicksal des Reisens und Verwelkens, das ein Wesen des allgemeinen Lebens ist. Die Werke, denen wir ewige Jugend nachrühmen, reden im Frühling einer Welt eine andere Sprache als im Herbst, der sich seiner Fülle freut.

Auch Montaigne, der Verfasser der unsterblichen „Essays“, ist für die Mehrzahl der Gebildeten nur noch ein bloßer Name: er gilt als Skeptiker und sein vielbesprochenes „Que sçay-je?“ erscheint Vielen nur als die feingeprägte Formel des Zweifels an der Erkennbarkeit der Welt: es ist ein Schlagwort geworden, das gar nichts Persönliches mehr an sich hat, sondern zum Küßzeug jeder Seele gehört, die das Bedürfniß fühlt, das Erbe der Vergangenheit mit Bewußtsein anzutreten. Es ist hier nicht der Ort, den Irrthum dieser Auffassung im Einzelnen darzulegen: auch vor den Schriften Montaignes wird man gut thun, sich nicht an eine Formel zu halten, sondern den Menschen zu suchen, der in dieser Formulirung einer Geistesrichtung nicht eine Vorrichtung des Zweifels befandete, sondern ein Mittel fand, um das Leben zu bewältigen und sein Glück zu finden. Wir haben Alle Geistesverwandte und nur von ihnen dürfen wir hoffen, daß sie uns zu würdigen wissen. Vielleicht erkennen wir den Werth jenes vielbesprochenen Wortes am Besten, wenn wir uns den Leserkreis der Schriften Montaignes vorstellen: es sind Hofleute, Staatsmänner, Fürsten, Dichter, Weltleute, also Menschen, die sich mit dem Leben anders abfinden müssen als die Menge, die niemals zum Bewußtsein dieser fragwürdigen Welt gelangt; es sind Geister, die wissen oder ahnen, daß alle Dinge zwei Seiten haben und schon deshalb geeignet sind, die Unsicherheit zu nähren, an der jede irdliche Seele manchmal leidet. Die Skepsis dieser Menschen, die nicht an die lezten Gründe des Daseins rührt, ist, um es kurz zu sagen, eine Vorsichtsmaßregel; sie ist praktischer Art oder, wenn man will, nur eine Methode, die dem Menschen die Kunst, zu leben und zu sterben, beibringen soll. Sie genießt sich selbst in Selbst-

*) Bei Georg Müller in München erscheinen „Michel de Montaignes Gesammelte Schriften. Historisch-kritische Ausgabe mit Einleitungen und Anmerkungen unter Zugrundelegung der Uebertragung von Johann Joachim Bode herausgegeben von Otto Flake und Wilhelm Weigand.“ Ein paar Proben aus dem ersten Band (Einleitung und Aphorismen aus den dort gesammelten Essays) werden willkommen sein.

gesprächen und empfindet in der Enthüllung eigener Mängel den selben Genuß wie im Erzählen einer bezeichnenden Anekdote oder in der Anführung eines geistreichen Citates. Der Mensch ist da, um zu handeln, und diese Art, die Dinge zu messen, ist nur ein Ersatz für die Thätigkeit, in der sich der Einzelne sicher fühlt.

Im Grunde giebt es keine einfacheren Bücher als die Schriften Montaignes und der Autor hat dafür gesorgt, daß wir dieser Erkenntniß froh werden. Seine Skepsis, die nur reine Anschauung ist, läßt Welt und Dasein mit Behagen auf Geist und Seele wirken und genießt sich selbst als ein Schauspiel, dessen Bedenklichkeiten als Naturnothwendigkeit hingenommen werden. Hierin offenbart sich ein antiker Zug, der auf große Vorbilder hinleitet. Es ist auch kein Zufall, daß in den Werken des objektivsten aller Dichter, in den Dramen Shakespeares, ein Hauch des montaignischen Geistes lebt; auch hier erleben wir den Kampf zwischen dem Instinkt und der Vernunft, der sowohl in eine skeptische als auch in eine tragische Weltanschauung münden kann; denn der Mensch ist und bleibt für den Menschen nun einmal das Maß aller Dinge.

Bei Montaigne sind Mensch und Schöpfer nicht zu trennen: seine philosophischen Schriften sind wirklich nichts als Denkwürdigkeiten einer Seele (um an ein Wort Nietzsches zu erinnern, das übrigens geographische Grenzen hat). Man müßte freilich versuchen, Natur und Neigungen des freimüthigen Blaubereus näher zu erforschen und Welt und Leben zu schildern, die auf diesen unbefangenen Geist gewirkt haben. Aber zum unmittelbaren Genuß seiner Schriften ist eine solche Unterjuchung nicht nothwendig: die Hinweise auf die freie Natürllichkeit der Renaissance, auf die Bildungselemente des Humanismus, auf den Einfluß der Antike, auf die Frühlingstimmung einer jüngeren Kultur, die noch nicht im Klassizismus des sogenannten großen Jahrhunderts erstarrt ist, führen und immer wieder auf den Menschen Montaigne zurück, der seine ungeheure Unbefangenheit als persönliches Schauspiel genießt. Jeder Mensch hat ein historisches Angesicht; aber dahinter taucht ein zweites Antlitz auf, das gleichsam einen ewigen Gedanken der Natur offenbart. Doch Zeitliches und Ewiges in nothwendiger Mischung ergeben eben jene Schönheit, die jede Vergangenheit rechtfertigt.

Wir genießen in Montaignes Schriften nicht die Resultate eines Denkens, sondern wir erleben den Denkprozeß selbst: darauf beruht der untergängliche Reiz dieser weltmännischen Blaubereien, die Rancher als nicht allzu tief empfinden mag, wenn er sich an den Gehalt allein hält. Jede Darstellung eines Prozesses ist eine Künstlerthat; und sie erhält diesen Bekenntnissen eines Menschen, der ganz modern anmutet, die Frische der Jugend. Die Geistesrichtung, die in dem Skeptizismus nur ein Mittel sieht, um dem Schmerz zu entfliehen, ist mit unserer Natur gegeben und es wird nie an Männern fehlen, die in Montaigne einen der beglückenden Geister verehren, die der Jugend der Welt näher stehen und ihre freie Sprache reden. Für den Einzelnen aber ist es entscheidend, wann ein solcher Denker seine Pfade kreuzt. Es ist kein Zufall, daß Montaigne ein paar Jahrhunderte lang seine Leser hauptsächlich unter vornehmen Franzosen und Engländern hatte. Was hätte das barbarische Deutschland des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts mit diesem Mann anfangen sollen, dessen Freimüthigkeit, Milde, Unbefangenheit des Blickes nur im freieren Süden erstehen konnte? Und unsere klassische Literaturperiode, die den dionysischen Einfluß Rousseaus bestand, war im Allgemeinen zu wenig moralistisch,

um Montaigne unbefangenen würdigen zu können. Auch die unvergleichlichen Maximen und Reflexionen Goethes, die noch eine viel größere Unbefangenheit und Genialität des Blickes verrathen, haben nur auf Einzelne gewirkt. Selbst die klassische Uebersetzung Bodes, des Freundes Lessings, die wir den Deutschen in einem revidirten Neudruck bieten, vermochte dem Skeptiker nicht die deutschen Leser zuzuführen. Diese Uebersetzung, die nur wenigen Literaturfreunden bekannt und vertraut wurde, ist kein Versuch, den Geist des Originalen in einer alterthümlichen Sprache zu bieten, wie Regis es versucht hat, die Werke Rabelais' in einer Nachdichtung wiederzugeben, die auf alle Fälle das Denkmal eines feinen Künstlergeistes bleibt. Sie ist im klassischen Deutsch unserer großen Epoche geschrieben; auf ihr ruht der Schimmer einer großen Vergangenheit. Man kommt nicht als Klassiker auf die Welt: man wird es; und dieser Duft abgeklärter Vergangenheit, die der Natur näher stand als wir, erhöht den Genuß, den das Lesen der unvergleichlichen Uebersetzung gewährt.

Wir leben in einer Zeit der Historie und es hat nicht an Männern gefehlt, die glücklich waren, wenn sie auf die Gefahren einer historischen Betrachtung des Lebens und der Geschichte aufmerksam machen konnten. Doch diese Angst vor dem Reichthum der Welt ist eine Schwäche; schöpferische Naturen werden mit Allem fertig und die Vergangenheit selbst ist ihnen nichts Anderes als ein Reich der Schönheit, in dem die Urbilder unseres Verlangens sehen und zur Racheiferung anspornen, oder eine Rechtfertigung unserer eigenen Natur, die ihren Instinkten vertrauen möchte. Auch diese Lehre vom Werthe alles Gewordenen und Ueberlieferten mag der Betrachter aus den Schriften Montaignes lesen; sie predigen die freie, schöne Weltlichkeit, in der tüchtige Naturen stets auf irgendeine Weise ihr Behagen finden werden.

Uebrigens hat sich Montaigne selbst über sich und sein Werk in einer kurzen Vorrede ausgesprochen, die ich als beste Einleitung in die „Versuche“ in eigener Uebersetzung hier folgen lasse. Sie ist vom zwölften Juni 1580 datirt und lautet: „Leser, Dies ist ein aufrichtig Buch. Es sagt Dir gleich beim Eingang, daß ich mir darin keinen anderen denn einen häuslichen und persönlichen Zweck gesetzt habe; ich habe weder Deinen Nutzen noch meinen Ruhm im Auge gehabt; zu einem solchen Unternehmen reichen meine Kräfte nicht aus. Ich habe es zur besonderen Bequemlichkeit meiner Nächsten und Freunde verfaßt, damit sie, wenn sie mich nicht mehr haben (was bald sein wird), darin einige Züge meiner Eigenschaften und Tugenden wiederfinden und durch dies Mittel eine vollkommnere und lebendigere Kenntniß meines Wesens hegen und pflegen mögen. Wäre mir daran gelegen, der Welt Gunst zu erlangen, so hätte ich mich mit Fremdem besser aufgeputzt und einen steiferen Trost erwählt; ich möchte, daß man mich in meinem einfachen, natürlichen, alltäglichen Gehaben, ohne Zwang und Künstelei, sehe: denn mich selbst schildere ich. Ihr sollt meine Schwächen, meine Mängel und mein natürlich Gehaben leidhaftig daraus lesen, so weit die öffentliche Schicklichkeit mir Solches verstatet hat. Hätte ich unter den Völkern gewohnt, die, wie sie sagen, noch unter der süßen Freiheit der ursprünglichen Naturgesetze leben, so hätte ich mich gewißlich sehr gern in ganzer Blöße dargestellt. Ich selbst bin also, Freund Leser, der Gegenstand meines Buches: Dies ist kein Grund für Dich, Deine Ruhe an solchen eiteln und nichtigen Gegenstand zu wenden. Gehab Dich also wohl!“

München-Bogenhausen.

Wilhelm Weigand.

Von der Feigheit.

Ich hörte einst*) von einem Fürsten und großen Feldherrn, ein Soldat könne wegen Feigheit des Herzens nicht am Leben gestraft werden; er sagte Dies bei Tisch, als ihm eben der Prozeß erzählt war, vermöge dessen dem Herrn de Bervins das Leben abgesprochen worden, weil er Boulogne übergeben hatte. Es ist in der That billig, daß man einen weiten Unterschied mache zwischen Fehlern, die aus unserer Schwäche, und zwischen Fehlern, die aus unserer Bosheit entspringen. Denn bei diesen lehnen wir uns wissentlich auf gegen die Regeln der Vernunft, die uns von der Natur eingeprägt sind; und bei jenen scheint es, daß wir gewiß die Natur zu unserer Entschuldigung anführen dürfen, weil uns solche so unvollkommen und schwach gelassen hat. Sonach sind viele Leute der Meinung, daß man uns nichts zur Schuld legen könne, als was wir wider besser Wissen und Gewissen thun; und auf diese Regel gründet sich zum Theil das Urtheil Derjenigen, welche die Lobesstrafen ungerecht finden, womit man Irr- und Ungläubige belegt; wie auch das Urtheil Derer, welche behaupten, daß Sachwalter oder Richter für die Fehler, die sie aus Unwissenheit in ihren Amtsverrichtungen begehen, nicht zur Verantwortung gezogen werden können.

Was aber die Feigheit anbetrifft, so ist das Gewöhnlichste, daß man sie mit Schimpf und Schande bestraft. Man hält dafür, daß diese Regel zuerst von dem Gesetzgeber (Charondas**) eingeführt worden ist und daß vor ihm nach den Gesetzen der Griechen Diejenigen mit dem Tode bestraft wurden, die aus einem Treffen entflohen. Dagegen Charondas bloß verordnete, daß sie in Weiberkleidern drei Tage auf öffentlichem Marktplatz sitzen mußten: er hoffte dabei, daß er sie noch wieder gebrauchen könne, indem er sie durch diesen Schimpf wieder herzhast gemacht haben würde. *Suffundere malis hominis sanguinem quam effunderet.****) Es scheint auch, daß die Römer vor Alters Diejenigen mit dem Tode bestrafte, welche geflohen waren. Denn Ammianus Marcellinus sagt, daß der Kaiser Julian zehn seiner Soldaten erst degradirt und hernach hingerichtet zu werden verdammt, weil solche in einem Treffen mit den Parthern dem Feinde den Rücken zugesehrt hatten, und zwar, wie er sagte, nach den alten Kriegsgeetzen. Gleichwohl verurtheilte er bei einer anderen Gelegenheit andere wegen eines ähnlichen Vergehens bloß dahin, daß sie unter den Gefangenen beim Troß bleiben mußten. Die strenge Strafe, welche das römische Volk den Soldaten zuerkannte, welche aus der Schlacht bei Cannae†) entkommen waren, und in diesem nämlichen Krieg Demen, welche den Aeneas Fulvius auf seiner Flucht begleiteten, ging nicht bis zum Tode. Auch ist zu besorgen, daß die Schande sie zur Verzweiflung treibe und sie nicht nur zu kalten Feinden, sondern selbst zu Feinden mache.

Als ehemals Herr de Franget, gemessener Lieutenant von der Compagnie des

*) Ich hörte einst. Nach Martin du Bellays Memoiren. Der Fürst (B.: Prinz) ist Heinrich VIII. von England, der im vierten Kriege Karls des Fünften gegen Franz den Ersten (1542 bis 44) Boulogne selbst belagert hatte.

***) Charondas. Nach Diodor von Sizilien, XII, c. 4.

†) Cannae: nach Livius. Aeneas Fulvius: ebenda.

Marſchalls de Chaſtilon, von dem Marſchall de Chabannes an die Stelle des Herrn du Lude zum Kommandanten in Fontarabien ernannt worden war und den Ort den Spaniern übergeben hatte, ward er verurtheilt, ſeines Abels für ſich und ſeine Nachkommen verluſtig, für gemein bürgerlich und unfähig erklärt zu werden, jemals wieder Waffen zu tragen. Und dieſer harte Spruch ward zu Lyon vollſtrect. Nachmals erlitten ähnliche Strafe alle die Edelleute, welche ſich in Geyſe befanden, als der Graf von Raffau einzog. Indefſen wäre es nicht Unrecht, falls die Unwiſſenheit oder Freigiebigkeit ſo grob oder augenſcheinlich wäre, daß man ſie dann als einen hinreichenden Beweis von Lücke und Bosheit beſtrafte. |

Von Geſandten.

Auf meinen Reiſen, um immer Etwas aus dem Umgang mit Andern zu lernen, welches eine der beſten Schulen iſt, die nur möglich ſind, beobachtete ich allemal die Gewohnheit, Diejenigen, mit denen ich ſpreche, auf ſolche Dinge zu lenken, die ſie am Beſten wiſſen. |

Basti al nocchiero ragionar de' venti,
Al bifolco dei tori, e le suo piaghe!
Conti 'l guerrir, conti 'l pastor gli armenti.*)

Denn ſehr oft geſchieht das Gegentheil, daß Jeder lieber von der Handlung eines Andern ſpricht als von ſeiner eigenen, in der Meinung, ſich dadurch einen Ruhm zu erwerben. Zum Beiſpiel der Vorwurf, den Archidamus dem Perikles machte: er vernachläſſige ſeinen Ruhm als braver Arzt, um nach dem eines ſchlechten Poeten zu haſchen. Man ſehe nur, wie ſo geſchäftig Caſar darauf ausgeht, uns ſeine Erfindung im Brücken- und Maſchinenbau anſchaulich zu machen; und wie ſehr er ſich dagegen zuſammenzieht, wo er von ſeinen Standesverrichtungen, von ſeiner Tapferkeit und von dem Betragen ſeiner Kriegsmacht ſpricht. Seine Thaten zeigen ihn genug als einen vortrefflichen Feldherrn; er will ſich als einen vortrefflichen Ingenieur hinstellen, ob Dies gleich keine ſo ſeltene Eigenschaft iſt. Der alte Dionyſius**) war ein großer Feldherr, wie es ſeinem hohen Stande gemäß war; aber er rang auch danach, ſich hauptsächlich einen großen Namen durch die Dichtung zu machen, worin er doch nicht ſehr beſchlagen war.

Ein gewiſſer Mann, nach ſeinem Beruf ein Rechtsgelehrter, ward vor einiger Zeit in ein Studirzimmer geführt, das mit allerlei Arten von Büchern ſeiner Wiſſenſchaft angefüllt war und von allen anderen Wiſſenſchaften obendrein; aber dennoch fand er dabei keinen Anlaß zur Unterhaltung, ſondern hielt ſich dabei auf, ganz magiſtermäßig ſtodelehrte über eine Zeichnung einer Wagenburg zu diſſertiren, die auf einem Beſepulte aufgeſchlagen lag, welche hundert Offiziere und Soldaten täglich vorgekommen war, ohne ſie dabei im Guten oder Böſen aufzuhalten. |

*) Basti al nocchiero. Italiſche Ueberſetzung nach Propertj: „Na vita de ventis“ und ſo weiter. S., Citate:

Dem Schiffer thut es wohl, von Wind und Sturm
Zu reden; von Stieren ſpricht der Dorfhirt;
Von ſeinen Wunden erzählet der Krieger,
Von ſeiner Heerde der Schäfer.

**) Der alte Dionyſius: Diodor von Sizilien, XV., c. 6.

Optat ephippia boe piger, optat arare caballus.*)

Auf diese Art giebt's nichts als Stillsteherei. Man muß also trachten, allemal den Baumeister, den Maler, den Schuster und so fortan auf sein rechtes Pferd zu setzen. Bei dieser Gelegenheit muß ich noch anführen, daß ich, wenn ich Geschichte lese, welches Fach für alle Welt ist, die Gewohnheit habe, darauf zu merken, von wem sie geschrieben ist. Sind es Personen, die nichts Anderes treiben als Literatur, so lerne ich von ihnen hauptsächlich Stil und Sprache; sind es Aerzte, so glaube ich ihnen am Liebsten in Dem, was sie uns von der Beschaffenheit der Luft, von der Gesundheit und den Leibeskräften der Prinzen, von Wunden und Krankheiten sagen; sind es Juristen, so nimmt man von ihnen die Reichsstreitigkeiten, die Gesetze, die Einrichtung der Polizei und Vergleichen; sind Theologen, bei denen achtet man auf die Kirchensachen, Bannflüche, auferlegte Bußen, ertheilte Dispensationen, Vermählungen; sind's Hofleute, die verstehen sich auf Gebräuche und Ceremonien; Kriegsmänner lassen sich am Besten heraus über den Dienst und vorzüglich über die Feldzüge und Unternehmungen, denen sie selbst in Person beigewohnt haben; Gesandte an Höfen verstehen sich am Besten aufs Rundschaftern, Ausforschen, Anzetteln, Bestechen und auf die Art, Etwas einzufädeln und mit Feinheit durchzuführen.

Aus dieser Ursache habe ich, was ich bei einem Anderen übersehen hätte, ohne mich dabei aufzuhalten, in der Geschichte des Herrn von Langoy,**) der in dergleichen Sachen sehr erfahren ist, angemerkt und erwogen. Nämlich: Nachdem er die schönen Vorstellungen erzählt hat, die Karl der Fünfte dem römischen Konfessor machte, dem unsere Abgesandten, der Bischof von Macon und der Herr du Bellay beiwohnten (dabei ließ er einige kräftige Worte gegen uns und unter anderen diese einfließen, daß, wenn seine Hauptleute und Soldaten nicht mehr Treue und Erfahrung in der Kriegskunst besäßen als die Leute unseres Königs, so würde er sich auf der Stelle einen Strick um den Hals thun und ihn um Gnade bitten, und es scheint, daß er hieran ein Wenig geglaubt haben müsse, denn er ließ sich in seinem Leben nachher noch zwei- oder dreimal die selben Worte entfallen und forderte auch den König heraus, sich mit ihm in einem Rachen, in bloßem Hemde, auf Degen und Dolch zu schlagen), besagter Herr de Langoy fügt im Verfolg seiner Geschichte hinzu, daß eben jene Abgesandten in der Depesche, worin sie dem König den Vorgang berichteten, ihm den größten Theil verschleierten und selbst die beiden vorangezogenen Artikel verhehlten. Nun aber habe ich sehr sonderbar gefunden, daß es in der Macht einer Gesandtschaft stehen konnte, sich dergleichen Freiheit in ihren Berichten an ihren Herrn zu erlauben; sogar bei Dingen von solcher Wichtigkeit, von Seiten einer solchen Person und über Worte, die in einer so großen Versammlung gesagt wurden. Und hätte mich gedünkt, die Pflicht eines Dieners bestände darin, die Sachen nach allen Umständen, wie sie vorgekommen sind, treulich vorzulegen, damit dem Herrn die Freiheit bleibe, zu verordnen, zu beurtheilen und zu wählen. Denn ihm die Wahrheit zu verfältschen oder zu verhehlen, aus Furcht,

*) Optat ephippia: Horaz, epist. I, 14, 43.

Der trägt Och's wünscht sich des Pferdes Sattel,
Das Roß des Ochsen Pflug.

**) In den Memoiren Martins du Bellay.

daß er sie andeß aufnehmen möchte, als er sollte, und daß es ihm zeigen möge, einen schlimmen Weg einzuschlagen, und ihn gleichwohl über seine Angelegenheiten in Unwissenheit zu erhalten: Das, hat mir geschienen, sei allenfalls Sache Dessen, der Befehle giebt, nicht Dessen, der sie empfängt; des Aufsehers und Meisters der Schule, nicht Dessen, der sich für untergeordnet halten muß, sowohl im Ansehen als in Klugheit und weisem Rath. Wie Dem aber auch sei, ich möchte nicht gern auf diese Art in meinen kleinen Angelegenheiten bedient sein. Wir entziehen uns so gern, unter allerlei Vorwand, den uns gegebenen Befehlen und streben nach der Gesellschaft; Jedermann trachtet so natürlicher Weise nach Freiheit und Macht, daß dem Oberen an seinen Dienern nichts nützlicher und lieber sein muß als ihr einfacher, unbefangener Gehorsam.

Man erniedrigt das Amt eines Befehlshabers, wenn man seinen Vorschriften nach Gutdünken und nicht aus Unterwürfigkeit gehorsamt. V. Crassus, Derjenige, dem die Römer fünfmal glücklich schätzten, hatte, als er Consul in Asien war, einem griechischen Ingenieur anbefohlen, ihm den größten Mastbaum von zweien zuzufahren, die er in Athen gesehen hatte; um solchen zu einem Mauerbrecher zu gebrauchen, den er wollte machen lassen. Der Ingenieur hielt sich in Bezug auf seine Wissenschaft für befugt, eine andere Wahl zu treffen, und überbrachte den kleinsten und, nach den Gründen der Kunst, den bequemsten. Crassus, nachdem er seine Gründe gelassen angehört hatte, ließ ihm ohne Weiteres die Erlaubnis geben und hielt den Vortheil der Disziplin höher als den Vortheil des Maschinenbaues. Auf der andern Seite könnte man gleichwohl auch in Betrachtung ziehen, daß ein so beschränkter Gehorsam nur sehr deutlich bestimmten Befehlen gebührt.

Gesandte haben schon freiere Aufträge, die in manchen Fällen ganz und gar von ihrer eigenen Einsicht abhängen. Sie vollführen nicht blos unbedingter Weise, sondern lenken auch und bestimmen durch ihren Rath den Willen des Herrn. Ich habe zu meiner Zeit Personen vom Diplomatischen Corps gekannt, denen man einen Vorwurf daraus machte, daß sie sich mehr an die Worte in den Briefen des Königs gebunden als die Gelegenheit der Umstände benutzten, die ihnen in der Nähe gelegen. Männer von Einsichten tadeln noch jetzt die Gewohnheit der persischen Könige, welche ihren Agenten und Statthaltern die Vorschriften so knapp zuschnitten, daß Solche bei der geringsten Kleinigkeit neue Verhaltungsbefehle einholen mußten; dieser Aufschub mußte in einem so weitläufigen Reich nothwendig ihren Angelegenheiten oft einen merkwürdigen Nachtheil zuziehen. Und scheint nicht Crassus, da er einem Manne von Profession schreibt und ihm Nachricht von dem Gebrauch giebt, wozu er den Mastbaum bestimmt, ihn eben dadurch zu Rath zu ziehen und ihn zu veranlassen, seinen Befehl zu erklären?

Von den Zungen.

Nicht alle Gaben sind Allen gegeben. So sehen wir bei der Gabe der Beredsamkeit, daß Einige solche mit Leichtigkeit und Fertigkeit üben oder, wie man sagt, einen solchen Fluß der Rede besitzen, daß sie aus dem Stegreif von der Feder oder vom Pflor an der Wand Reden halten können; hingegen Andere von schwererer Zunge nie andeß als nach langem Besinnen und Ueberlegen zu sprechen im Stande sind. Wie man für die Damen die Regel aufstellt, ihre Spiele und Leibesbewegungen nach den Vortheilen zu wählen, die ihnen ihre vorzüglichsten Schönheiten

gewöhren, so würde ich, wenn ich in Hinsicht auf diese zwei verschiedenen Vortheile bei der Beredsamkeit, von welcher heutigen Tages, wie es scheint, die Prediger und in Ländern, wo vor Gericht mündlich verhandelt wird, die Advokaten hauptsächlich Profession machen, zu rathen hätte, der Meinung sein, der Bedächtliche taugt besser zum Kanzelredner und der Andere zum gerichtlichen Anwalt; weil das Amt des Ersten ihm alle beliebige Muße läßt, seine Reden auszuarbeiten, und weil er solche hernach der Schnur nach vorträgt, ohne unterbrochen zu werden. Dagegen das Gewerbe des Anwalts ihm jeden Augenblick nöthigen kann, als Kämpfer vorzutreten, die unerwarteten Einreden seiner Gegenpartei zu beantworten und ihn aus seinem Takt zu werfen, so daß er augenblicks einen neuen Schritt zu beginnen wissen muß. Gleichwohl ereignete sich zu Versailles bei der Zusammenkunft des Papstes Clemens*) und des Königs von Frankreich gerade das Gegentheil. Poyet, ein Mann, der von Jugend auf vor den Gerichtsschranken zu reden gewohnt war und sich einen großen Ruf erworben hatte, bekam den Auftrag, die Anrede an den Papst zu halten; und er bekam solchen zeitig genug, um darauf zu studiren, und man sagte sogar, er habe das Konzept schon ganz fertig mit aus Paris gebracht. Aber an dem selben Tag, da die Anrede gehalten werden sollte, wandelte den Papst die Furcht an, man möchte ihm Dinge sagen, die den fürstlichen Gesandten, die ihn begleiteten, anstößig sein könnten, und er sandte also dem König das Thema, welches ihm für Zeit und Ort am Schicklichsten schien. Zufälliger Weise aber war es ein ganz anderes, als worüber Poyet gearbeitet hatte; wodurch also seine Rede unbrauchbar ward und er in der Geschwindigkeit eine andere machen sollte. Da er sich aber dazu unvermögend fühlte, so mußte der Cardinal Du Bellay den Auftrag übernehmen. Die Rolle des Anwalts ist schwerer als die Rolle des Predigers und gleichwohl findet man, so viel ich weiß, mehr leidliche Advokaten als Kanzelredner, in Frankreich wenigstens. Es scheint, es sei mehr die Eigenthümlichkeit des Witzes, seine Wirkung schnell und plötzlich zu thun, und mehr die Eigenthümlichkeit des Verstandes, langsam und gesetzt zu Werke zu gehen. Derjenige aber, welcher ganz stumm bleibt, wenn er keine Zeit hat, sich vorzubereiten, oder auch Derjenige, dem die Muße nicht den Vorzug schafft, seine Sachen besser vorzutragen, sind Beide im gleichen Grade sonderbar.

Man erzählt von Severus Cassius, er habe am Besten gesprochen, wenn er nicht auf eine Rede gedacht. Er habe dem Zufall mehr zu verdanken gehabt als seinem eigenen Fleiß; es sei ihm vortheilhaft gewesen, wenn man ihn im Reden gesüßet habe; und seine Gegner haben gefürchtet, ihn zu reizn, weil er im Horn noch einmal so viel Beredsamkeit zeigte. Ich kenne aus Erfahrung diese Beschaffenheit eines Naturells, welches keine starke arbeitsame Anstrengung ertragen kann. Wenn es nicht frei und frisch fortgeht, so gehts schlecht oder gar nicht.

Wir pflegen von gewissen Werken zu sagen, sie riechen nach der Studirlampe, um zu sagen, man merke an einer gewissen Härte und Rauheit die saure Arbeit, die sie ihren Verfassern bereitet haben. Außerdem aber auch ist das harte Streben nach Vollkommenheit und das Ringen einer auf ihr Vorhaben zu gespannten und erpichten Seele ihr selbst hinderlich und im Wege; so, wie es mit dem Wasser geht, das, vom heftigen, starken Zufluß gedrängt, keinen Ausgung

*) Clemens VII. 1523 bis 34; der König ist Franz I.

aus dem offenen Hals einer Flasche finden kann. Bei dieser Beschaffenheit des Naturells, wovon ich spreche, ergiebt sich auch von Zeit zu Zeit noch Dieses, daß es nicht vertragen kann, von starken Leidenschaften gereizt oder erschüttert zu werden; wie vom Zorn des Cassius; denn diese Bewegung wäre zu heftig; es will nicht geschüttelt sein, sondern sich streicheln lassen; es will von gegenwärtigen, zufälligen und befremdenden Anlässen erweckt und erweckt sein. Ist es sich selbst und allein überlassen, so ist alles sein Thun schlaff und matt; erst durch Drängen und Treiben von außen erhält es Leben und Anmuth. Ich habe wenig Gewalt über meine Fassung und Geistesfähigkeiten. Der Zufall hat darüber mehr Herrschaft als ich selbst: Gelegenheit, Gesellschaft, selbst Ton und Takt meiner Stimme ziehen mehr aus meinem Verstande hervor, als ich darin finde, wenn ich solchen für mich allein versuchen und anwenden will. Also sind meine gesprochenen Worte besser als meine geschriebenen; wenn anders unter lahmem Noß und hinkendem Gaul zu wählen ist. Auch begegnet es mir wohl, daß ich mich da finde, wo ich mich suche, und mich viel mehr von ungefähr antreffe als da, wo ich nach meinem Urtheil zu Hause sein sollte. Ich kann schriftlich einen feinen Gedanken aufs Papier geworfen haben, ich verstehe ihn; einem Anderen ist er tief und dunkel, mir leicht und fließend. Aber Komplimente bei Seite! Jeder spricht, so gut er kann. Ich habe dies Vermögen dergestalt verloren, daß ich nicht mehr weiß, was ich habe sagen wollen; und Das haben fremde Leute zuweilen noch eher an mir entdeckt als ich selbst. Doch wenn ich das Schermesser allenthalben ansetzte, wo mirs noththut, da würde ich sehr glatt werden. Ein ander Mal wird mir der Zufall einen Tag bescheren, der heller ist als der helle Mittag; und wird machen, daß ich mich über meine Blödigkeit wundere.

Montaigne.



Montaigne nous dit „que tout homme porte en soi la forme de l'humaine condition“. Ce grand liseur est un grand pillard et il n'a pas toujours indiqué toutes les larcins, en vérité comme s'il eût craint que son livre n'y fondît tout entier. Précaution bien inutile, mais crainte encore presque plus vaine! Quand les Essais ne seraient qu'un recueil et, si je l'ose dire, une enfilade, un chapelet de citations, ils n'en seraient pas moins tout ce qu'ils sont dans l'histoire de notre littérature: le premier livre où un homme ait formé le projet de se peindre, et, se considérant lui-même comme un exemplaire de l'humanité moyenne, le projet d'enrichir des découvertes qu'il faisait en lui l'histoire naturelle de l'humanité. Tandis que „les auteurs se communiquent au peuple par quelque marque spéciale et étrangère“, lui, le premier, se communique par son être universel, „comme Michel de Montaigne, non comme grammairien, poète ou jurisconsulte.“ Au lieu de se traîner, comme ils avaient fait jusqu'alors, sur les traces des anciens et de „pindariser“ ou de „pétrarquiser“, nos écrivains savent désormais qu'ils peuvent trouver en eux de quoi remplir et comme nourrir ces formes dont ils n'avaient guère imité jusque-là que les contours. Ils descendront en eux. Et comme l'homme enfin, en tout temps, à tout âge, en tous lieux, est ce qu'il y a de plus instructif et de plus utile à connaître pour l'homme, l'œuvre littéraire nous apparaît désormais fondée sur l'observation psychologique et morale. (Brunetière.)

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

" 7513 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7514

" 7515 Kuxenabteilung.

" 7516

" 7517

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3 1/2 Uhr.

Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach ein-
schlagenden Geschäfte.**SCHWARZBURG** Beste Pension * * * *
Großstädtischer KomfortTennis, Schwimmbad *
Bürgerliche Preise * ***Weisser Hirsch****Hamburg.****HAMBURGER HOF**

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Gänzlich renoviert

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Der orthozentrische Kneifer,
D. R. P. angem., ärztlich empfohlen
und eine Wohltat für jeden Gläser-
tragenden, ist **nur** bei der Firma**Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft m. b. H.,**

Potsdamerstrasse 132 nahe Potsdamerplatz erhältlich.

Vorsicht! nicht Ecke Eichhornstrasse!**„Euryplan“** Doppel-Anastigmat

in den Serien F. 44, F. 45, F. 46, F. 47

D. R. P. 15742. W. 37942.

Schulze & Billerbeck

Katalog gratis.

Berlin SO. 36, Reichenberger Strasse 121 E.

**Photo-Apparate!**Anschließend Originalmarken und ausschließlich
mit Goetz- und Meyer-Anastigmaten ausgestattet

gegen monatliche Amortisation.

Ohne unseren neuen Katalog B.P., den wir jedermann umsonst und frei über-
senden, kauft man photographische Apparate unbedingt **verfehl.****Stöckig & Co., Hoflieferanten**

DRESDEN A. 16 und BODENBACH 1 i. B.

Goetz-Trichter-Binocles, Franz. Ferngläser, Vergrößerungs-Apparate. — Erleichterte Zahlung.

Griebens Reiseführer

Neue Ausgaben 1908:

Der Harz. 31. Auflage. M. 2.50.

Die Insel Helgoland. 22. Auflage. M. 0.50.

Karlsbad und Umgebung. 17. Auflage. M. 1.50.

VERZEICHNISSE
GRATIS

BERLIN W. VERLAG von
ALBERT GOLDSCHEIDT

Im „Virgil“-Verlag, Berlin W., Kantstr 8/9
in der Sammlung „Persönlichkeiten“ soeben erschienen:

Maximilian Harden

von P. Wiegler. — 6.— 10. Tausend.

Neue Originalaufnahmen und textlich erweitert.
Preis 30 Pfg. — Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Die

Deutsche Nafta-Gesellschaft

m. b. H.

Berlin W.9 Potsdamerstr. 129/130 Ecke Eichhornstr.

Fernsprecher: Amt VI, 1906, 1907. Telegr.-Adr.: Naftabrutto Berlin

Zweigniederlassungen: Amsterdam, Drohobycz

empfiehlt die von ihr neugeschaffenen

Nafta-Brutto-Zertifikate

Man verlange gratis Prospekt und Wochenschau!!

BANK-ABTEILUNG

An- und Verkauf von Wertpapieren, Konto-Korrent-Verkehr. Sämtliche anderen bankgeschäftlichen Ausführungen. Billigste Spesenberechnung.

PRODUKTEN-ABTEILUNG

Lager in Berlin und allen grösseren Städten Deutschlands von: Petroleum für Beleuchtungs- u. Beheizungs-zwecke, sämtlichen Benzingattungen: Hydrär-, Gasolin-, Automobil-, Apotheker-, Wasch-, Extraktion-, Motoren- und Lackbenzin. Alle Gattungen von Maschinen- und Schmierölen. Ganz besonders empfehlen wir die Marken: „D. N. G.“ Automobil-, Spindel- und Vulkan-Oele.

ROHÖL-ABTEILUNG

Ersatz für Kohlenfeuerungen. Unser technisches Bureau erteilt kostenlos ausführlich Auskunft über die Verwendung des Rohöls als Heizmaterial für alle industriellen Zwecke. Man verlange kostenlose Voranschläge über Aenderung der Feuerungsanlagen zwecks Rohölverwertung. Rohöl und Gasöl zu Karburierungszwecken.

— Jede Auskunft kostenlos und bereitwilligst. —



No. 5000
 von
 Reclams Universal-
 Bibliothek

EIN JUBILÄUM

das der regen Anteilnahme jedes Gebildeten und Bildungsbeffissenen sicher sein darf, feiert Reclams weltberühmte Universal-Bibliothek durch Ausgabe ihrer 5000. Nummer. Die Erreichung dieses Zieles ist ein literarisches und buchhändlerisches Ereignis, das zugleich als glänzender Beweis für den ersten Wissensdrang und den hohen Kulturstand des deutschen Volkes gelten darf. Kein anderes Volk der Welt besitzt eine gleichwertige Büchersammlung, die so reichhaltig und so populär ist wie die Universal-Bibliothek, deren rotgelbe 20-Pfennig-Bände ebenso wohl im Fürstenschloß wie in der Bauernhütte, im Studierzimmer des Gelehrten wie im bescheidenen Heim des Fabrikarbeiters, im engeren Vaterlande wie im fernsten Ausland zu finden sind.

Der große ethische Wert, den die Universal-Bibliothek in sich schließt, liegt nicht nur in dem Umstand, daß sie das Volk zur Freude an guter Lektüre erzieht, sondern auch, daß sie jedermann die Möglichkeit bietet, sich für wenig Geld **eine eigene Bibliothek** mit den besten Werken der Weltliteratur anzuschaffen, in der ihm liebgewordene Bücher stets, in frohen und ersten Stunden, als treue Freunde zur Hand sind. Deshalb verdient auch die Universal-Bibliothek die tatkräftige Unterstützung jedes wahren Menschenfreundes.

Die Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun. in Leipzig versendet die neuesten Kataloge der Univ.-Bibl. **an jedermann kostenfrei!**

Geschäftliche Mitteilungen.

An Jeden, der auf seine Gesundheit hält, tritt jetzt die Pflicht heran, zu entscheiden, wie er und die seinen in diesem Jahre die verlorene Gesundheit wieder erlangen oder erfolgreiche Erholung finden kann. Ein wirklich empfehlenswerter Ort hierzu ist das **Sanatorium Schloss Ueberlingen** am Bodensee (in Baden), wo alle Vorbedingungen eines guten Erfolges gegeben sind. Alle Heilfaktoren der physik.-diätet. Heilweise nach Dr. Lahmann sind vorhanden. Grosse Luft-, Sonnen- und Seebäder seien besonders hervorgehoben. Die herrliche waldfreie Lage am Bodensee mit seinem grossartigen Alpenpanorama lässt auch den Naturfreund zu seinem Rechte kommen. Es sollte sich daher jeder, bevor er sich zu einer Kur etc. entschliesst, einen Prospekt kommen lassen, den die Direktion des Sanatoriums Schloss Ueberlingen am Bodensee (in Baden) kostenfrei übersendet.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 8 Uhr.

Vaudeville-Ensemble unt. Ltg. von
Viktor Arnold und Hans Wassmann

Gastspiel: **Sári Fedák** in
Die Brettgräfin.

Kammerspiele.

Ensemble-Gastspiel unt. Leitung von
Berthold Held.

Der Tugendwächter

Hierauf: **Im Unterseeboot**
(Sommerpreise).

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 12. und Sonntag, den 14./8. 8 U.

Im weissen Rössl.

Sonnabend, den 13. u. Montag, den 15./1. 8 U.

Der ungläubige Thomas

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
Jul. Freund. Musik von Victor Hollaender

Guido Thielscher A. D.
Henry Bender Fritz Massary
Jos. Josephi Fritz Schenke usw.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.
Dir. R. Nelson. Tägl. 11—2 Uhr Nachts.

Künstl. Marionettentheater „Im Nachtsyl“

Politische Revue von Willi Wolff.
und das neue Mai-Programm!

„Arkadia“
Behrenstrasse 55-57.
Im neuerbauten

Reunions:
„Moulin rouge“

Sonntag, Mittwoch,
Freitag, Samstag.
Jägerstrasse 63 a.

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— *Treffpunkt der vornehmen Welt* —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

S e c e s s i o n

Kurfürstendamm 208 209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 M. Sonntags von 2 Uhr ab 0,50 Mk.

Restaurant Splendid Hôtel Dorotheenstrasse 92/93.

Julius Luthardt früherer Oekonom v. F. W. Borchardt.

Beste deutsche und französische Küche. (Stadtküche.)

Urquell.

Tafel-Musik bis 1 Uhr.

Siechen.

Schriftsteller

Bekannter Verlag über. literar. Werke aller
Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst.
Bedingungen. Offerten sub. Z. G. 500, an
Kaasenstebe & Vogler A.-G., Leipzig.

Gegr.
1880.

Otto A. Koch Nachf.

Inhaber

George Koch

Berlin C2., Spandauer-Brücke 8.

Elegante Damenhüte

Auswahlendungen auch nach Ausserhalb. Referenzen erbeten!

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

Kleines-Theater.

Freitag, den 12., Sonnabend, den 13., Sonntag, den 14., Montag, d. 15., Dienstag, d. 16./6. 8 U.

2 mal 2 = 5.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Theater- Stücke: Prüfung, Bearbeitg., Auführungen, Verlag, Ausbildung, Engagements, Centrale: W. Schwäbischestr. 8.

Diabetes-Bauer

Koetzschbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Neues Operetten-Theater

Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 12., Sonnabend, den 13., Sonntag, den 14., Montag, den 15., Dienstag, d. 16./6. 8 U.

Der Mann mit den drei Frauen.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Deutsche Schiffbau-Ausstellung

BERLIN 1908.

Ausstellungshallen am Zoologischen Garten

Juni—Oktober

Donnerstag Elite-Tag

Täglich von 10 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends geöffnet

Soeben erschien d. 3. Auflage von

Das Kamasutram des Vatsyayana.

(Die Indische Liebeskunst).

A. d. Sanskrit abs. v. K. Schmidt.
500 Seit. br. 12 M., Geb. 14 M.

Dasselbe **Liebnaber-Ausgabe** nur in
25 Expl. gedr. 20 M., Pergltd. 30 M.

Inhalt: I. Algen, II. U. d. Liebesgott, III. Der
Kaiser u. Mädchen, IV. 3. verheirat. Frauen, V. D. Ind.
Frauen, VI. 2. Bettler, VII. 2. Scherzreden.

Liebe und Ehe in Indien.

Von Rieb. Schmidt, 571 Seit. 10 M. Geb.
11¼ M. Lux.-Ausg. 20 M.

Ausführliche Prospekt gratis franco.
H. Harsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Hermann Neusser, Berlin

W. 35b
Steglitzerstr. 58, Buchhandlung.
ist bestrebt, durch solide, kün-
stliche und schnelle Bedienung
ihren Kundenkreis zu erweitern.
Zur Erleichterung der Anschaffung
werden monatliche
Teilzahlungen in der Höhe des
zehnten Teiles des Kaufpreises ein-
geräumt. — Vollständiges Lager.
— allerneueste Auflagen. — Katalog
gratis. — Portofreie Zusendung.



**Niemand
kaufe wieder
Baukästen**



Schlafe patent!

Ein Griff
ein Bett
mit
Matratze
auf Rollen
auf
Schlaf
patent
Möbel
25 Jahre bewährt

K. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik

München Sonnenstr. 24, Berlin SW. Hagenstr. 22.



Wörishofen

Wasser- und Höhenluftkuren (Syst. Kneipp). Luft, Sonnen- u. elektr. Bäder, Sommer- u. Winterseason, 629 m ü. M. Subalpines Klima. Wohnung u. Verpflegung für jedl. Ansprüche im Sanatorium, Anstalt, Hotels, Pens. u. Villen. 2 Stund. v. München-Augsburg entfernt. Frequenz 1907: 8450 Personen. Prospekte und Auskünfte frei durch den Kurverein.

Dr. med. Werter

zeigt in seiner soeben erschienenen Schrift, die für 55 Pfg. im geschlossenen Brief (auswärts 70 Pfg.) durch J. Muretz & Co., Berlin N O 18. e. zugesandt wird; wie der geschw. Mann neue Lebensfreude gewinnen u. sein Nerven-System wieder kräftig. kann.

Ein - Auch Winterkuren -
Zuckerkrankheit
 Sanatorium **DEKÜZ**
 Neuenahr Prospekte
 o/c

Sind Sie nervös

so verlangen Sie sofort durch Postkarte unseren Prospekt. Derselbe kostet nichts, kann Ihnen aber ein guter Ratgeber sein.

Oeffentl. Laboratorium
 Apoth. SCHMIDT
 Kötzschenbroda Dresden 12.

Dr. med. Georg Meyer's Spezialanstalt

für Zuckerkrankhe

Dresden - a. Ausführliche Prospekte frei.

Schleswig-Holsteinische Meierei-Butter

allerfeinste, täglich frisch, mehrfach preisgekrönt, versendet in Postpaketen à 9 Pfund netto für Mk. 12,25 postfrei Nachnahme. C. A. Landsmann, Elbingstedt 42, Schleswig. Lieferant höchster Herrschaften.

Nervenschwächen der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 6,30 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.



Sanatorium

Schloss Ueberlingen
 am Bodensee in Baden
 540 m. über dem Meer in herrlich, walddreich. Lage, mit Alpenpanorama. Auch zur Erholung u. Nachkur. Physikal.-diätet. Heilweise nach Dr. Lahmann. Grosse Luft-Sonnen- u. Seebäder. Das ganze Jahr offen. Prosp. frei.

Geistig Zurückgebliebene

find. sorgf. Behandlg. u. Ausbildung in W. Schröters, Erziehungsanst. Dresden-N., Oppellstrasse 44/44b, Prosp.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 62. Bande der „Zukunft“

(Nr. 14—26. II. Quartal des XVI. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1,50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

OPEL Rüsselsheim ^aM.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen
Man verlange Preisliste.

Westerland auf SYLT Die Königin der Nordsee

25 000 Besucher.

Familienbad

Neuerbautes Warmbadehaus. Illustrierte Prospekte versendet kostenlos die **Badedirektion.**

Stärkster Wellenschlag der Westküste



NORDSEEBAD Borkum
genannt: „Die grüne Insel“

1907: 21475 Besucher

Schönster Strand, starker Wellenschlag, ozeanreiche Seeluft. **Herren-, Damen- u. Familienbadestrand. Licht- und Luftbad.** Allen hygienischen Anforderungen ist genügt. — **Tägliche Dampfschiffsverbindungen.** — **Prospekte, Fahrpläne gratis durch die Bade-Direktion und bei Haasenstein & Vogler A.-G.**

Prosp. in Berlin: Zentral-Auskunftsstelle d. Verbandes Linkstrasse 1, Berliner Lokal-Anzeiger, Unt. d. Lind., Aug. Scherl, Zimmerstr. 37/41, Daube & Co., Jerusalemstr. 53/54, Norddeutscher Lloyd, Unter dem Linden 5/6, Invalidenstr. 93, und Mohrenstr. 1-5, Hambg.-Amerika-Linie, U. d. Lind. 8, Gebr. Ulrich, Königgrätzerstr. 71.

Im Lande Wilhelm Tells

eröffnet sich mit Juni 1908 ein herrlicher Aufenthaltsort für Deutsche: **GRAND HOTEL Burgfluh, Kerns (Obwalden) Zentralschw.** Wunderv. Ausfl. am Vierwaldstättersee. Bergtouren von gering. Höhe an bis zum ewigen Schnee und Eis! Die berühmten **Bergbahnen** (Pilatus, Rigi, Stanserhorn u. a. m.) in nächster Nähe. Mit der **Brünigbahn** ins **Bernerobertland** in kürz. Zeit. Man verlange kostenfr. Auskünfte, Prospekte usw.

Ostseebad Georgenswalde

Saml. Steilküste, Post. Tel. Rauschen, ruhiger vornehm. Erholungsort, Wald, solide Preise. Näh. Badeverwaltung

Meiningen

Sanatorium für Nervenkrankte und Entziehungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Präzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte

Belegzahl. „Frühjahrskuren“. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

MORPHIUM Entziehung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.
 Moderates Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwän. v.
ALKOHOL

Haar-Nährstoff (N. gesch.) seit Jahrzehnten bewährt und erprobt, macht das Haar seidenweich, voll und glänzend, beseitigt prompt und sicher **Haarausfall und Schuppen**. Glänzende Atteste aus höchsten Kreisen! Preis: $\frac{1}{2}$ Fl. 2 Mk. $\frac{1}{4}$ Fl. 4 Mk.
 Chem. Laborat. **Dr. M. Hohenadel, Dresden-A. Georg Kühne Nachfl.**

Juvenal
Roms Weiber

Deutsch von Dr. M. Kohn. 50 Pfg.
Also sprach Herakleitos
 Deutsch von Dr. M. Kohn. 60 Pfg.
 Zu beziehen geg. Einsendg. des Betrages per Postanweisung oder in Briefmarken von **Adolph Wili, Buchh. Hamburg, Lübeckerstr. 95.**

Buchführung!

Um meine preisgekrönte Buchführung schnell einzuführen, erlaube ich $\frac{1}{4}$ Jahr lang den Unterricht brieflich

gratis.

Preis der Lehrmittel für einf. M. 4.50, für dopp. M. 6.50. **C. Janes, Lehranstalt, Hamburg, B. Strohhause 6.**

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 **Johann-Georgstr. Berlin-Halensee, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).**

Elektrische Kuren
 eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
 Prospekte gratis und franco
J. G. Brockmann
 Dresden A3, Holzschloßstr. 6.

Stottern

de zahlen 3-6 Monate nach Heilung, best. Garantie. **C. Buchholz, Hannover 2, Bernstr. 14.**

Cabinet-Comet
Graeger
Sect
 Gold & Silber
 Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
 Sect-Kellerei
 Hochheim a. M.

Verlag für Literatur, Kunst u. Musik in Leipzig

MAXIMILIAN HARDEN

BEITRÄGE ZUR KENNTNIS UND WÜRDIGUNG EINES DEUTSCHEN PUBLIZISTEN

von **K. F. STURM**. M. 2.— ord.

Aus dem Inhalt:

Einleitung | Die Persönlichkeit | Schrift und Gesichtsausdruck | Reizbarkeit | Kenntnisse und Erkenntnisse | Wahrhaftigkeit | Opposition | Fleiß und Willenskraft | Sprache und Stil | Kämpfe und Ziele | Am Werke | Aus der künstlerischen Weltanschauung | Zur Kritik des Kunstkritikers | Politische Entwicklung | Zur Kritik des Politikers | Lehrer und Genossen | Der Publizist als Erzieher | Symbole | Zur Biographie und Bibliographie.

Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie

Von Hamburg über Cuxhaven

mit dem Turbinen-Schnelldampfer „KAISER“ und den bewährten Salon-Schnelldampfern „Cobra“, „Prinzessin Heinrich“ und „Silvana“, Abfahrt von Hamburg, St. Pauli-Landungsbrücken werktags 8 Uhr vormittags, Sonntags 7 Uhr 30 Minuten vormittags.

I. nach Helgoland-Sylt

Unabhängig von Ebbe und Flut.

vom 1. Mai bis 29. Juni und vom 18. bis 30. September jeden Montag, Mittwoch und Freitag, vom 1. Juli bis 10. September täglich hin und zurück. — Vom 1. bis 29. Juni und vom 18. bis 30. September jeden Montag, Mittwoch und Freitag und vom 1. Juli bis 15. September täglich: Anschluss nach Amrum und Wyk a. Föhr teils mit direktem Dampfer von Hürum a. Sylt).

II. nach Helgoland-Norderney

am 18., 20., 23., 25., 27. und 30. Juni, — vom 1. Juli bis 15. September täglich hin und zurück. — Anschluss in Norderney nach Borkum, Juist und Langeoog vom 1. Juli bis 15. September fast täglich.

Direkte Schnellzug-Verbindung: Berlin-Cuxhaven-Helgoland ; Sylt Norderney

Pfingst-, Ferien- und Sonntags-Sonderfahrten zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Rundfahrkarten durch die Nordseebäder während der ganzen Saison gültig **Mark 40.90.**

Fahrpläne, Fahrkarten und Auskunft bei den Agenten der Hamburg-Amerika-Linie, den grösseren Eisenbahnstationen sowie beim

Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie. **Hamburg O., Johannisbollwerk 16.**
Fernsprecher: Nr. II, 3379-81.

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger Optik renommiertester optischer Firmen zu Original-Preisen.
Epochemachende Neuheit: Auto-Klappkameras, beim Öffnen selbsttätige, sofort gebrauchsfertige Einstellung.

Bequemste Teilzahlung ohne jede Preisermäßigung.
Binocles und Ferngläser. Illustrierte Kataloge kostenlos.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)
Berlin, SW., Spänerberger Str. 9.

Fern dem Alltag.

Menschen, die mitten im geschäftigen Treiben nach tieferer Befriedigung suchen, interessieren sich für die sehr zeitgemässen Charakter-schilderungen durch den Psychographologen P. P. L. Schon seit 1880 liefert P. P. L. grosszögliche Charakterbeurteilungen nach **eingesendeten** Beirathstücken. Der Alltagspsychologie stehen diese künstlerischen Seelen-Analysen ferne. Wegen Honorarbedingungen und **Gratis-Prospekt** wenden Sie sich direkt an diese Adresse:

P. Paul Liebe, Schriftsteller Augsburg I.

Kuno Fischer's Bibliothek
Auktion am 15. u. 16. Juli 1908
Auktionskatalog No. 300 gratis von
Ernst Carlebach in Heidelberg.

Original Englische Arbeit



Keine Fabrik in Deutschland

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium
Zackental“
(Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau f. II.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-rathenische u. Rekonvaleszenten-Zustände. Diätetische, Brunnens- u. Entziehungskuren. Für Erholungsuchende, Wintersport. Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt selbst oder Administration in Berlin S.W., Nöckernstr. 118.

An der Spitze



aller Champagner (France Gragnon)
seit Jahrzehnten 

Moët & Chandon

Grösster Jahresertrag
Grösste Kellereien
Grösster Weinbergbesitz

White Star „sec“
Brut Impérial „extra sec“